

Wiesbadener Zeitung

Rheinischer Kurier

Erscheint 12mal wöchentlich.
Jahresabonnement:
Unter Kreuzband 15 M. vierteljährlich.
Bezugspreis:
Abnehmer monatlich 70 P., vierteljährlich 2.10 M.
Durch Träger und Agenturen:
Monatlich 80 P., vierteljährlich 2.40 M.
frei ins Haus.
Durch die Post: Monatlich 1 M.,
vierteljährlich 3 M. (ohne Bestellgebühr).

Mittelrheinische Zeitung.

Verlag und Redaktion: Nikolaistraße 11. Filiale: Mauritiusstraße 12.

Anzeigenpreis:
Die Kolonialscheile in Wiesbaden 20 P.,
Deutschland 30 P., Ausland 40 P.
Die Reklamscheile 1.50 M.
Anzeigen-Kannakmer:
Für Abendausgabe bis 1 Uhr mittags,
Morgenausgabe bis 7 Uhr abends.
Fernsprecher:
Inserate und Abonnement: Nr. 120,
Redaktion: Nr. 121; Verlag: Nr. 812.

350 Morgen-Ausgabe.

Sonntag, 12. Juli 1914.

68. Jahrgang.

Reichseinigungsamt.

Von Professor Dr. Ernst Franke.

Alljährlich haben wir in Deutschland etwa 2000—3000 Arbeitskämpfe, Streiks und Aussperrungen, in Zeiten steigender Geschäftsbegierde mehr, in den Jahren wirtschaftlichen Niedergangs weniger. Beschränken sich auch die meisten dieser von der Reichsstatistik gebuchten Streitigkeiten auf enge Bezirke, einzelne Betriebe und kurze Dauer, so daß sie für das gesamte Wirtschaftsleben kaum von Belang sind, so fehlt es doch auch nicht an Riesenkämpfen, die viele Tausende ergreifen, ganze Industrien lahm legen und nicht nur die unmittelbar beteiligten Arbeitgeber und Arbeiter schädigen, sondern auch andere Bevölkerungsklassen. Schlimmer noch als die materiellen Erschütterungen sind aber die ethischen Wirkungen, die Erbitterung, der Haß und Groll, die noch lange in den Seelen der Kämpfer auch nach dem Friedensschluß nachklingen. So werden große ökonomische und sittliche Werte unseres Volkes gefährdet.

Neben diesem lauten Streitgetöse, das zeitweise die ganze Nation aufhorchen läßt — man denke nur an die großen Kämpfe der Bergarbeiter im Ruhrgebiet und Oberschlesien, an den Streik in Krupp'schen, an die Aussperrung der Bauarbeiter, an die Kämpfe auf den Werften — geht aber eine stille, stetig wachsende Friedensbewegung, die in ihrer Geradschichtigkeit die öffentliche Meinung nur selten beschäftigt, trotzdem sie an Umfang und Bedeutung die Arbeitskämpfe weit überholt hat. Mehr als 7000, also etwa das dreifache der Zahl der offenen Streitigkeiten, erreicht jetzt jährlich die Summe der friedlichen, durch Verhandlung und Vertrag zum Abschluß kommenden Bewegungen, die eine Verbesserung der Arbeitsverhältnisse bezwecken. Und als dauerndes, greifbares Ergebnis dieser Strömung haben wir die Tarifverträge, die jetzt 11 000 an der Zahl und 160 000 Betriebe mit 2½ Millionen Arbeitern umfassen. Von einem „Siegeszug“ der Tarifverträge hat einmal der Staatssekretär Delbrück gesprochen. Das gilt einmal der Staatssekretär Delbrück gesprochen. Das gilt sicher für manche Gewerbe (Baugewerbe, Holzindustrie, graphische Gewerbe, Bekleidungsindustrie); leider aber verbleiben noch andere Gebiete, namentlich die des Bergbaues, der Eisenindustrie, der Textilgewerbe, diesen Friedensaktionen noch vollständig, und der Versuch, in den Arbeitskammern hier Einrichtungen für ein gemeinsames Wirken zu schaffen, ist vorläufig gescheitert.

Die Kämpfe zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zu verringern und einzuschränken, die friedlichen Vereinbarungen zu mehren und auszubringen, ist eine Aufgabe, deren Lösung ebenso den Beteiligten wie auch dem Gemeinwohl zugute kommt. Es gilt hier, Widerstände auf beiden Seiten, in beiden Parteien, die die Entscheidung über das Arbeitsverhältnis in Nachkämpfen suchen, zu überwinden und das Ueberbleibsel des Faustrechts durch Kulturinstitutionen zu verdrängen. Die Wege zu diesem Ziel liegen im Ausbau des gewerblichen Einigungswesens, in der Einigung und Stärkung von Friedensinstanzen.

An Ansätzen dazu fehlt es nicht, und auch — erfreulicherweise — nicht an Erfolgen. Unsere Gewerbegerichte, die 400 an der Zahl sich über ganz Deutschland verteilen, haben auch die gesetzliche Befugnis, als Einigungsämter zu wirken. Sie können nicht nur das Recht, aus eigener Vermittlung angerufen werden, sondern haben auch das Recht, aus eigener Entschliebung einzugreifen. Werden die Parteien geladen, so müssen sie zwar erscheinen, aber sie brauchen nicht zu verhandeln. In der Zeit von 1905 bis 1913 sind auf diesem Wege jährlich etwa 150—250 Streitigkeiten geschlichtet worden, größtenteils durch Vereinbarung, zum geringeren Teil durch Schiedsspruch; öfter aber blieben auch die Verhandlungen erfolglos. Zumeist erstreckte sich jedoch diese Tätigkeit der Gewerbegerichte nur auf kleinere Arbeitskämpfe; denn ihre Zuständigkeit ist ja rechtlich begrenzt. Sehr viele Gewerbegerichte haben überhaupt keine einigungsamtliche Tätigkeit. Berlin und München ragen an Zahl und an Erfolgen weit über die anderen hinaus.

Ganz andere Aufgaben haben die in den meisten Tarifverträgen eingesetzten Einigungs- und Schiedsinstanzen, deren es etwa 3000 gibt. Sie haben darüber zu wachen, daß innerhalb des Bereichs dieser Verträge Meinungsverschiedenheiten und Zwiste über die Auslegung, Tragweite und Durchführung der einzelnen Bestimmungen vermieden oder geschlichtet werden. Ihre Tätigkeit, die sich meist im Stillen vollzieht, ohne in die Öffentlichkeit zu dringen, ist gewiß höchst erproblich und die Tarifstreue der Parteien wird durch ihr Wirken gefördert. Aber sie können naturgemäß nur innerhalb der Grenzen ihres Tarifbereichs tätig sein, es ist ausgeschlossen, daß sie bei Arbeitskämpfen in anderen Gewerben vermittelnd eingreifen,

ja sie hören auch zu existieren auf, sobald der Tarifvertrag abläuft und vielleicht erst durch neuen Kampf wieder erobert werden muß.

Neben diesen beiden, durch Gesetz in den Gewerbegerichten oder durch freie Vereinbarung in den Tarifverträgen eingerichteten Vermittlungsinstanzen hat sich im Lauf der Jahre noch eine dritte Richtung friedlich-schiedlicher Regelung eingebürgert. Bald von den Organisationen der Arbeiter, bald von den Arbeitgebern werden neutrale Personen, die ihr Vertrauen genießen, ersucht, die Hand zur Beilegung der Kämpfe zu bieten. Gewerbeinspektoren, Bürgermeister, Landräte, angesehene Privatmänner haben hier schon oft vorzügliche Dienste geleistet. Für einige Gewerbe hat sich sogar die feste Regel herausgebildet, daß immer dieselben Personen als ständige Vermittler, Friedensstifter und Schiedsrichter herangezogen werden, so Frhr. v. Berlepsch für das Holzgewerbe, so das berühmte gewordene Dreimänner-Kollegium von Schulz-Prenner, Rath für das Bau- und das Malergewerbe, u. a. m. Und hier, bei diesen ganz großen Arbeitskämpfen, Streiks und Aussperrungen haben sogar auch schon die obersten Reichs- und Staatsbehörden vermittelnd und versöhnend eingegriffen, sei es in Person, sei es durch Beauftragte: Reichsfiskus Fürst Bülow und Handelsminister von Müller z. B. beim Bergarbeiterausstand 1905 im Ruhrgebiet, Staatssekretär Delbrück 1908 und 1911 bei der Aussperrung im Baugewerbe, um nur die markantesten Fälle, die freilich nicht immer von Erfolg gekrönt waren, zu nennen.

So bedeutungsvoll und segensreich diese Eingriffe werden kann, so ist doch nicht zu verkennen, daß es der Regel und Ordnung, des Festen und Sicheren entbehrt. Es beruht ganz auf Personen, nicht auf Einrichtungen, es geschieht nach Zufälligkeiten, nicht nach planmäßigen, wohl vorbereiteten Erwägungen. Heute geht es vor sich, morgen unterbleibt es; jetzt finden sich Männer des allgemeinen Vertrauens, bald sucht man sie vergebens. Diesen Mängeln abzuwehren, soll ein Reichseinigungsamt eingesetzt werden. Staatsminister Frhr. v. Berlepsch, der seit Jahren diesen Reformplan in Rede und Schrift vertritt, hat dafür auf der Generalversammlung der Gesellschaft für Sozialreform, Ende November 1913 in Düsseldorf, die folgenden Grundzüge entworfen:

1. Es wird ein aus drei Personen, die mit den Arbeitsverhältnissen, insbesondere mit den Tarifverträgen vertraut sind, bestehendes Amt als eine dem Reichsamt des Innern unterstehende Behörde gebildet.

2. Ihre Hauptaufgabe ist die Vermittlung in Arbeitskämpfen größeren Umfangs, für deren Beilegung keine andere gesetzliche oder private Instanz vorhanden oder mit Erfolg zu vermitteln in der Lage ist. Die Verantwortung für rechtzeitiges und sachgemäßes Eingreifen hat das Reichseinigungsamt allein zu tragen.

3. Um diese Verantwortung übernehmen zu können, hat das Reichseinigungsamt alles Material zu sammeln und zu studieren, das für eine Vermittlung von Arbeitsstreitigkeiten von Bedeutung ist (Arbeiterbewegung, Arbeitsmarkt, Löhne, Arbeitszeiten, Tarifvertragswesen, Konjunktur etc.). Es soll sich auch bemühen, unparteiliche und sachkundige Personen zu gewinnen, die es den Parteien als Vermittler und Schiedsrichter vorschlagen kann.

4. Wenn Arbeitsstreitigkeiten größeren Umfangs drohen oder ausgebrochen sind, so soll das Amt deren Ursachen und den Standpunkt der Parteien klarstellen. Ist ein Eingreifen zeitgemäß, so kann es Vertreter der Parteien laden und zum Erscheinen und Verhandeln anhalten, seine guten Dienste anbieten, Vermittler vorschlagen oder selbst diese Aufgabe übernehmen, wenn die Parteien dies vorziehen oder sich nicht einigen können.

5. Immer ist zunächst eine gütliche Einigung anzustreben. Gelingt diese, so ist sie in der Form eines Vertrags zu fassen und zu veröffentlichen. Gelingt sie nicht, so ist ein Schiedsspruch zu fällen und bekanntzugeben; erklären die Parteien im voraus, diesen Spruch anzunehmen, so ist er rechtswirksam; lehnt die eine oder andere Partei ihn ab, so ist er immerhin ein Vorschlag auf Grund billiger Beurteilung der Sachlage, der ein starkes moralisches Gewicht hat.

6. Das Reichseinigungsamt hat das Recht, Zeugen und Sachverständige zu vernehmen, Ermittlungen anzustellen oder durch andere Behörden zu veranlassen. Die Kosten des Amtes trägt das Reich, die Verhandlungen sind kostenlos und stempelfrei.

Die Errichtung einer solchen Behörde ist kein völliges Novum; ähnliche Institutionen bestehen in Großbritannien und Canada, ganz abgesehen von den australischen Staaten, wo sie auf Zwang beruhen, während das deutsche Projekt die freie Entscheidung der Streitparteien zur Voraussetzung hat. Der Reichstag hat wiederholt Resolutionen

gefaßt, die sich einmütig für das Prinzip einer derartigen Reichsbehörde aussprechen. Angesichts der Tatsache, daß die großen Streiks und Aussperrungen längst aufgehört haben, reine Privatangelegenheit der Arbeitgeber und Arbeiter zu sein, sondern durch die Schädigung breiter Schichten der Bevölkerung und wichtiger Gebiete unseres Wirtschaftslebens, sowie die Gefährdung des sozialen Friedens tief in das Wohl und Wehe des Staats und der Nation eingreifen können, liegt es im öffentlichen Nutzen, daß alle Mittel ergriffen werden, um Arbeitskämpfe friedlich-schiedlich beizulegen, und dazu kann das Reichseinigungsamt dienen.

Vor Zacatecas.

Von unserem nach Mexiko entsandten Sonderberichterstatter, Canitas, 4. Juni.

Gestern ist Kapitän Benavides angekommen, ein Bekannter von Paredon. Er spricht wie ein großer Teil der Offiziere leidlich Englisch. Ihre Sprachkenntnisse sind erstaunlich, manche sprechen perfekt englisch, andere französisch, vereinzelte sogar ein wenig deutsch.

Ich habe nun auch die Bekanntheit verschiedener Militärs gemacht, — so nennt man die ausländischen Abenteurer im Rebellenheer. Man benutzt sie, weil man sie braucht, vor allem als Instruktionen an den Geschützen und Maschinengewehren, aber man traut ihnen nicht ganz, beläßt sie in niederen Chargen, gibt ihnen keine oder nur mäßige Kommandogewalt. So spielen sie eine wenig bedeutungsvolle Rolle. Es sind auch ein paar Deutsche unter ihnen. Vilas Leibarzt ist ein Deutscher. Dann ist hier ein dicker Steinhauer als Kapitän und ein arifokratischer junger Burche, der Träger eines altbekannten altdeutschen Namens. Er war Soldat der Rebellen und sollte, als ihn die Föderalen erwishten, in Chihuahua erschossen werden. Seiner Nationalität halber ließ man ihn entweichen.

Die Mannschaften sind durchweg gutmütige Burschen, entgegenkommend, höflich, allerdings werde ich als völlig zum Vorehre gehörig betrachtet. Von Deutschen in den verschiedenen Städten hörte ich wenig günstige Urteile. Die Mexikaner der unteren Volksschichten, zum größten Teil reine Indianer, sind eben noch durchaus ein Naturvolk. Sie brauchen strenge, aber gerechte Hand. Haben sie ihr bescheidenes Auskommen, sind sie harmlos und fröhlich. Im Rebellenheer sind jedoch viele, die gleich Sklaven gehalten worden waren. Jetzt fühlen sie sich als Herren. So lange ein harter Führer sie im Zaum hält, geht's los; lassen und betrunken jedoch sind sie brutal und blutdürstig. — Tiere.

Immer wieder erkennt man die Bedürfnislosigkeit der Leute. Regen und sengende Sonne stört sie wenig. Mit einigen Turtillas, die ihre Frauen ihnen baden, sind sie zufrieden.

Es ist ein gutes Soldatenmaterial. Sie gehen willig, oft tollkühn ins Feuer. Auf ihr Leben legen sie im allgemeinen wenig Wert. Dabei verstehen sie aber doch, sich ausgerechnet zu decken und sie gehen nicht leicht aus der Deckung. Die verschiedenen glänzenden Attachen, die sie in diesem Feldzug, teilweise zu Pferde, gegen Artillerie und Maschinengewehr gemacht haben, stehen hiermit scheinbar im Widerspruch. Allein man darf nicht vergessen, daß sie dann durchweg minderwertigen Gegnern gegenüberstanden, gepackten Soldaten, die vor dem Geschrei und Gefalle der Sturmenden die Nerven verloren und rannten, lange ehe diese überhaupt heran waren.

Hauptfrage ist doch, daß man es knallen hört. Die Zahl der Betroffenen steht mit der Zahl der versenkten Geschosse in lächerlichem Kontrast.

Ich war gestern draußen. Wie der Bahnplan fortgeschritten, rücken wir langsam vorwärts. Eine planmäßige Aufklärung fehlt auf beiden Seiten. Die Armeen liegen sich gegenüber und beschließen sich auf weite Entfernungen, bis die eine Partei das Feld räumt und die andere nachrückt. Von Umfassung oder Verfolgung keine Rede.

Von meinem Standpunkt kann ich bequem die Schützlinien überblicken. Sand und Kalkas geben glänzende Deckungen. Die Leute schießen rasch, von Feuerordnung oder Feuersdisziplin ist nichts zu merken. Ein Knabe fällt mir auf — er kann nicht mehr als zehn Jahre sein — der wie ein Alter seinen Karabiner lädt und abfeuert. Ein paar Schritte weiter liegt ein Kerl mit einem weißen, podennarigen Gesicht. Er hat den Sombrero in den Händen geschoben und vor sich eine Reihe Ladestreifen liegen. Er feuert befehlungslos, ohne zu zielen, seine fünf Schüsse ab, schießt einen neuen Streifen ein und knallt wieder wie ein Automat.

Ich will schon vorgehen, die Sache kommt mir wirklich harmlos vor, da taucht gar nicht weit ein wohlbekanntes weißes Völkchen auf. Sand fliebt, und nachträglich hört das Ohr das unheimliche Säusen und den dumpfen Knall des freierenden Schrapnells. Oh, ich bleibe lieber liegen, es ist doch kein Operettenscherz, so buntschedig das Ganze auch anmutet.

Am Abend war's. Die roten Sonnenflecken zwischen den Mesquitesträuchern hatten mich vors Lager gelockt. Hinter mir verglühenden die glühenden Feuer in dem violetten färbenden Himmel. Von dem Einbringen von Gefangenen war nichts verstanden. Nun hörte ich unvermutet die Schüsse und stand vor den Feuerpendern.

Nur einen Moment nahm ich das Bild auf und sah es wie durch einen Nebel. Die Reihe der zerlumpten braunen Kerle, die gleichgültig die Gewehre abschießen, die hohe Gestalt des Führers — war es der junge deutsche Militärführer — und wenig Schritte davon ein Haufen übereinander ge-

krümmter, blutüberfluteter Leib. Nur einer prägte sich mir ein, dem die Kugel das Gesicht zerrissen und dem aus dem Auge ein ekelhafter Blutstrom über die Wange rann. Ich habe viele Tote gesehen und viele Männer sterben sehen, aber nichts ist grauenvoller wie dies Abschlagen Wehrloser, dies Hinmorden der Gefangenen. Dem Feinde, ja dem Verdächtigen die Kugel, das ist das eiserne Gesetz, das unter der Herrschaft der Diktatoren das Land regiert. Der Blutdurst, den es seit Hunderten von Jahren entrichtet. Im Lager ruhten sie friedlich um die Feuer, von einzelnen kam leise melodischer Gesang, lang gezogene, schwermütige Rhythmen, die der Chor einträchtig wiederholte. Ein paar Frauen lücheln. Und hinter dem Hügel verrinnt frisches warmes Blut im gierigen dürren Sand.

Colin Rok.

Die Räumung von Saltillo.

Aus Saltillo (Mexiko) meldet man: Der Kommandant der Konstitutionellen soll den Föderierten einen Waffenstillstand bis zur Räumung der Stadt angeboten haben. Es handelt sich darum, die Güter der Nichtkombattanten zu schützen und unnützes Blutvergießen zu verhindern. General Carranza gestattete sofort, daß eine Munizipalverwaltung eingesetzt wurde.

Ein neuer Minister des Auswärtigen.

Aus Mexiko meldet ein Telegramm der „Frankfurter Zeitung“: Francisco Carbajal, seitiger Präsident des höchsten Gerichtshofs, wurde gestern zum Minister des Auswärtigen ernannt. Sein Amtsantritt erfolgt sofort. Sollte Präsident Huerta zurücktreten, so würde Carbajal verfassungsgemäß Interimspräsident werden.

Sezession des Nordens unter Villa?

Aus Juarez (Chihuahua) meldet man der „Frankf. Ztg.“: Die Bundesstruppen verlieren in Stärke von 2700 Mann mit Artillerie und Munition Guaymas, die Hafenstadt des Staates Sonora am kalifornischen Golf, um sich in sieben Schiffen nach Salina Cruz, der Endstation der Tehuantepec-Bahn am Stillen Ozean und von dort nach der Hauptstadt zu begeben, bei deren Verteidigung sie helfen wollen.

Hier geht das Gerücht, Villa beabsichtige die Errichtung eines eigenen Staates im Norden. Er lasse deshalb einen Teil seiner Truppen östlich von Torreón stehen, in der Absicht, eventuell gegen Carranza vorzugehen.

Zwischen Cárso und Juarez wird wieder harter Waffenschmuggel getrieben.

Zum Tode des Gesandten v. Hartwig.

In Nikolai Denrikowitsch v. Hartwig haben die Völker der Balkanhalbinsel ihren wertvollsten Anwalt, haben die Verfechter des slavischen Gedankens den rühmlichsten Kämpfer verloren. Wohlverstanden, Hartwig war ein echt russischer Mann, der, was er tat, zur Förderung Russlands tat, und die Völker auf der Balkanhalbinsel, namentlich die Serben, in ihren nationalen Bestrebungen nur deshalb unterstützte, weil sie Vorarbeit für Rußland leisteten sollten, und nur insofern, als sie gewiß waren, in dieser Richtung tätig zu sein. Der Name des Herrn v. Hartwig hat mit jedem Ereignis auf der Balkanhalbinsel in Verbindung gestanden, das seit dem Tage seines Erscheinens in Belgrad, dem 28. September 1909, in dem Wetterwind Europas vor sich ging. Um so einflussreicher und in vielen Lagen entscheidender ist das gewesen, als v. Hartwig — und sehr wahrscheinlich mit Recht — als der beste Kenner der Verhältnisse auf dem Balkan in der Reihe der Diplomaten in den Städten des südöstlichen Europas galt. Noch zur Zeit der Annexionskrisis war man namentlich in Belgrad dem väterlichen Rat nicht zum besten gesonnen, während heute, ja jedem Mann weiß, was ein Faktor Rußland in der Rechnung der Balkanstaaten geworden ist. Hartwigs enge Beziehungen zur Belgrader Gesellschaft und zur alt-russischen Partei und ihrem Führer Raschitsch, der Serbien mit unerschütterlichem Geschick durch die Fährnisse der letzten Jahre geführt hat, sind dem serbischen Staate von großem Nutzen gewesen; man zählte und fürchtete sich willig auf ihn, weil man annahm, daß Rußland mit gleicher Bereitwilligkeit hinter ihm stand.

Dadurch, daß er mit eifrigstem Bemühen den Anwalt der slavischen Sache machte, ist Hartwig von vornherein kein Freund des Dreibundes gewesen. Was Jäwolski für Rußland im westlichen Europa zu erringen suchte, darum bemühte sich Hartwig im südöstlichen Europa. Als mit dem unglücklichen Ausgang des russisch-japanischen Krieges für Rußland die Äuße des Stillen Ozeans auf Jahre unerschließbar geworden war, wenigstens in der Art, wie man es in Petersburg wünschte, und der russische Blick sich wieder mehr dahin richtete, wohin er im ganzen 19. Jahrhundert

sich gerichtet hatte, nach Konstantinopel, wurde Belgrad unter dem Einfluß Hartwigs die Wiege des Gedankens der baldigen Zerrückung der Türkei und der Errichtung der slavischen Herrschaft dort. Freilich, wie schon gesagt, ist die Hilfe, welche die christlichen Balkanstaaten von Petersburg erhielten, in die moralische Unterstützung Rußlands durchaus nicht uneigennützig gewesen. Die slavische Herrschaft, die in Konstantinopel das Reich des Halbmonds ablösen sollte, sollte ja keine andere sein als die russische. Darum das Galt von Petersburg aus, als Zar Ferdinand im ersten Balkankriege Gefährte trug, in Buzana einzurücken. Darum das Versagen der russischen Hilfe an Bulgarien im zweiten Balkankriege und bei den Verhandlungen, die ihn beendeten. In der Gegenwart zwischen den Slawen auf der Balkanhalbinsel auch uralte, dauert er zwischen Serbien und Bulgarien aus der Zeit des Bulgarenkaisers Simeon her, Rußlands Hilfe im Südosten Europas hat bisher nur insofern an seiner Ueberbrückung gearbeitet, als er für das Zarenreich selber von Nutzen war. Darum die Unterstützung der nationalen Bestrebungen der Südslawen, darum ihr Abbruch in dem Augenblick, wo er zu stark werden könnte.

Der eifrigste Kämpfer der slavischen Sache unter Rußlands Führung ist tot; an Männern, die gleich ihm denken, wird kein Mangel sein. Im Interesse des Friedens aber nicht nur für das Pulverfaß Südosteuropas ist es zu wünschen, daß in Belgrad als Nachfolger Hartwigs ein Mann erscheint, der minder fanatisch als er die Feuer führt und die Welt nicht nur vom slavischen und all-russischen Standpunkt sieht.

Die Lage in Albanien.

Meldungen aus Mailand befragen: Der Fürst von Albanien berief sämtliche bei ihm beglaubigten Vertreter der Mächte zu einer Sitzung zusammen, der auch der englische Admiral Troubridge beiwohnte, und erklärte ihnen, er besitze keine Mittel mehr, dem Aufstand der Epiroten und der Muselmanen zu widerstehen. Er appelliere daher zum letzten Mal an die Mächte, die ihn doch zum Oberhaupt Albanien bestellt hätten, damit sie ihm die finanziellen und militärischen Mittel gäben, um die Aufstandsbewegung zu dämpfen; andernfalls könne er nicht mehr auf seinem Posten bleiben. Die Gesandten mußten sich auf die Antwort beschränken, daß sie ihre Regierungen von der Forderung des Fürsten unterrichten würden.

Kurze politische Nachrichten.

Zur Reichstagswahlwahl in Koburg.

Der Termin für die Stichwahl im Wahlkreis Koburg ist auf den 17. Juli festgesetzt worden.

Verbot des Umlaufs deutschen Geldes an der holländisch-deutschen Grenze.

Eine Aufsehen erregende Verordnung hat die holländische Regierung erlassen. Nach dieser ist der Umlauf deutschen Geldes bei Strafe bis zu 1000 Mark in Holland verboten. Unkiesam überrascht sind neben den deutschen Ausländern vor allem die Tausende von holländischen Arbeitern, die in den deutschen Grenzgemeinden beschäftigt sind, da sie naturgemäß ihren Lohn in deutschem Gelde erhalten. Die neue Verordnung, deren Ursache nicht bekannt ist, soll am 15. Juli in Kraft treten.

Eine Zahlung Bayerns an Preußen.

Wie aus der Pfalz gemeldet wird, hat der bayerische Staat an den preussischen Fiskus die Summe von 600 000 M. zu zahlen. Der Hergang ist folgender: Im Jahre 1900 gingen die pfälzischen Eisenbahnen A.-G. an den bayerischen Staat über. Da nun eine der pfälzischen Linien in der Gegend von Meisenheim am Olan preussisches Gebiet berührte, beanspruchte der preussische Fiskus auf Grund eines früheren Uebereinkommens für diesen Teil der pfälzischen Bahn die Besitzveränderungsgebühr. Bayern weigerte sich zwar, jedoch ist kürzlich an zuständiger Stelle die Entscheidung gefällt worden, daß es die Gebühr zu entrichten hat.

Turnverein und Sozialdemokratie.

Der Bildung Turnverein hat einen in politischer Beziehung bemerkenswerten Beschluß über die Stellungnahme eines Mitgliedes zur Sozialdemokratie gefaßt. Er hat folgendes beschlossen: „Der Ausschluss eines Vereinsmitgliedes muß jedenfalls erfolgen, wenn sich ein Mitglied öffentlich zur Sozialdemokratie bekennt. In diesem Falle

steht dem Ausgeschlossenen keine Berufung an die Mitglieder der Versammlung zu.“ Da hierdurch eine Satzungsänderung notwendig geworden ist, hat der Turnverein den Beschluß durch das Amtsgericht in das Vereinsregister eintragen lassen.

Die griechischen Flüchtlinge in Kleinasien.

Der Pariser „Excelsior“ erhält eine Depesche aus Smyrna, in welcher die Zeitung von 40 000 griechischen Flüchtlingen aus Kleinasien, welche sich in Smyrna in äußerster Notlage befinden, aufgefordert wird, einen Hilferuf an Frankreich zu richten, damit ihr beklagenswertes Los vor der ganzen Welt bekannt werde und ihnen vielleicht so Gerechtigkeit zu teil werde. Ein ähnliches Telegramm aus Mitleide ist ebenfalls an den „Excelsior“ eingelaufen im Namen von 30 000 griechischen Flüchtlingen, die sich auch in großer Notlage befinden sollen.

Presseschau.

Zu welchem Ende? Ein Teil unserer Presse kann von dieser Frage nicht abkommen. Die Augen sind auf Rußland gerichtet. Wir sind nicht der Meinung, daß durch eine fast jeden Tag wiederkehrende Erörterung der Möglichkeit eines Krieges mit Rußland irgendwelcher Nutzen gestiftet wird. Wie wir mit Rußland im allgemeinen stehen, wissen wir, und so angebracht die Wachsamkeit der Presse ist, so schädlich ist ein Ueberreifer bei der Ausmalung wirklicher oder vermeintlicher Gefahren. Das heißt natürlich nicht, daß uns schlechterdings die Entwicklung der Dinge in Rußland nicht zu bekümmern brauche. Paul Rohrbach, der Herausgeber der Zeitschrift „Das größere Deutschland“, geht wohl im Auslegen zu weit, wenn er die letzten Reden des Kaisers, insbesondere sein Vetenntnis zu Bismarck, als ein kritisches Anzeichen für die Verschärfung des Verhältnisses zu Rußland beurteilt, aber er wird auf Aufmerksamkeit rechnen können, wenn er den Zwiepsalt zwischen der Finanzlage Rußlands und den Kriegsausgaben aufdeckt. Rohrbach meint nun, Rußland könne der früheren oder späteren Erklärung seiner Zahlungsunfähigkeit nur durch zwei Mittel entgehen. Das eine sei ein siegreicher Krieg; das andere wäre eine vollständige Umkehr der inneren und äußeren Politik, wodurch allmählich die russische Landwirtschaft, die Volkswirtschaft und alle übrigen Produktivkräfte gefördert und die Korruption beseitigt werden würde. Er hält aber den zweiten Teil dieser Alternative für weniger wahrscheinlich.

Das „Leipziger Tageblatt“ sagt: „Selbstverständlich wird man allerlei gegen diese Ansicht anführen können. So ist es doch wohl geschichtliche Tatsache, daß Rußland bis jetzt wenigstens die französischen Freunde vorzüglich hinhaltend und regelmäßig einer Entscheidung auswich. Freilich ist die Frage, zu welchem Ende diese Politik führen soll, allmählich immer dringender geworden, und zwar für Rußland selbst wie für Frankreich. Wir wollen keinem ablehnenden Optimismus das Wort reden, aber die Vorgänge in Frankreich, wie sie sich nach der Kraftanstrengung des Dreijährigen Krieges abspielten, lassen die Hoffnung nicht ganz unberechtigt erscheinen, daß dort der Widerstand gegen die ins Unfinnige getriebene Rüstungspolitik am ehesten zu einem Umschlag führen wird. Der Atem Frankreichs geht schwer, und mag sich seine finanzielle Opferbereitschaft in diesen Tagen wieder glänzend bewährt haben, so ist die Zukunft vor dem Krieg zurzeit doch wohl die düstere Trübsal als der Wille zum Krieg!“

Stadtnachrichten.

Wiessbaden, 12. Juli.

Der neue Spielplan des Königl. Hoftheaters.

Für die am 30. August beginnende neue Spielzeit hat die Oper in ihren Arbeitsplan u. a. verschiedene Neueinführungen älterer Werke aufgenommen, von denen in erster Linie Richard Wagners „Lohengrin“ noch im September kostümlich und dekorativ neu ausgestattet in Szene gehen wird. Als wertvolle Bereicherung des Spielplans folgt hierauf Peter Cornelius' Oper „Der Barbier von Bagdad“, deren Aufführung für Oktober in Aussicht genommen wurde, und dann eine Neuaufführung der seit längerer Zeit hier nicht mehr gegebenen „Hugenotten“. Anfangs Januar wird Richard Wagners „Rienzi“ zum erstenmal im neuen Hause erscheinen. — Der 200. Geburtstag Schucks soll zunächst durch eine Aufführung seiner „Armide“ gefeiert und gleichzeitig eine Ausnahme seiner „Iphigenie auf Tauris“ in den Spielplan für Februar vorbereitet werden. Als erste Operneuheit dürfte Schillings „Adona Bifa“ nach ihrer Uraufführung in Stuttgart in Betracht kommen, während in der Operette Lehar mit seinem „Endlich allein“ im Oktober zu Worte kommen soll; bezüglich

Der Chaffeurkorporal.

Ein Bauernroman aus den Hochvogesen von Ulrich Röcher. (21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ein schöner Herbstmorgen war angebrochen. Der Vogesenwald war mit Millionen von Taubdrillanten überfäht, in denen die Sonnenstrahlen in wundervoller Farbenpracht ganelten. Malerische Herbstfärbungen schwebten auf den kühlen Luftwellen hin und her und hingen sich um Baum und Strauch. Die herbstlichen Vögel waren wie mit einem zarten, bläulichen Schmelz überhaucht. Die Rheinlandschaft mit ihrer Vergumrahmung auf beiden Seiten erschien in jener eigentümlich köstlichen Klarheit, wie sie nur die Herbstluft zu bieten vermag.

Den vornehmsten Herbstschmuck trug aber der Vogesenwald, prangte er doch in den bunten, wechselnden Farben des ersterbenden Laubes. Von dem tiefdunkeln Grün der Nadeln hoben sich gleich gelben Flammen die zarten Wipfel der Birken ab, deren weiße Stämme aus dem Dunkel geheimnisvoll hervorschnitten. Die schwefelgelben, runden Kronen des Ahorns leuchteten aus dem dunkleren, braunroten Laube der Rothbäume hervor. Dazu hatte das blühende Heidekraut den Boden des Hochwalds und die kahlen Hänge und Schluchten mit seinem licht-rosenroten Schimmer umwoben.

Doch oben in der Passonschlucht erschallten die Schläge von Art und Holzhammer. Dazwischen hinein vernahm man ein eigentümlich knarrendes Geräusch, das im Volksmund mit dem Ausdruck „gackeln“ bezeichnet wird und das von der starken Reibung der Holzschlitten herrührte, welche die Schlitten der Schlittweg herabführten. Von unten aus betrachtet sah dieser Schlittweg eigentümlich aus: fast wie eine am Boden liegende Leiter, die in vielen Windungen zum Gipfel des Berges emporführte.

Seit ungefähr einer Woche hatte der junge Wald- und Sägewerksbesitzer Fritz Kiener in diesem abgelegenen Waldrevier mit seinen Holzarbeitern mit einem ziemlich umfangreichen Holzschlag begonnen. Die neue deutsche Verwaltung hatte drunten im Tale eine Eisenbahn, so war das Holz im Preise gestiegen. Auch waren bei dem als deutschfreundlich und zuverlässig geltenden ehemaligen Chaffeurkorporal einige tausend Holzschlitten bestellt worden, die spätestens im Frühjahr 1873 zum Bahnhause gestellt werden mußten. Im Winter, wenn meterhoher Schnee lag,

war es aber nicht möglich, in der abgelegenen Passonschlucht Holz zu fällen. Fritz hatte so schon Ende September damit begonnen. Mit großer Sorgfalt und unter der Mithilfe eines kundigen Försters hatte der junge Besitzer schon geraume Zeit vorher die zum Fällen bestimmten Bäume gezeichnet. Nicht der ganze Wald sollte abgeforstet werden. Auch die Nachkommen sollten noch ihre Freude an diesem herrlichen Hochwald haben.

Ueber eine Woche hatte sich der Chaffeurkorporal allein in der schönen Waldeinsamkeit der Passonschlucht aufgehalten und alles für den bevorstehenden Holzschlag vorbereitet. Da, wo der zu Fall fürzende Bergbach seinen Ursprung nahm, unter dem schützenden Dache eines überhängenden Felsens, hatte er sich eine Holzschütte gebaut. Hier oben, umrauscht von den gewaltigen Laubbäumen, die in ihrem farbigen Herbstschmuck prangten, fühlte sich der Chaffeurkorporal am wohlsten. Hier er doch jetzt einige Zeit nichts mehr von dem Getriebe der Menschen, von den Drohreden des Bruders und dem abfälligen Urteil der Leute über den Bergschlachten, der seinen Nebenmenschen gegenüber sich immer geiziger, rücksichtsloser und verschlossener gebärdete. Auch mit seinem einzigen bisherigen Freund, dem Waire, hatte sich der Bergschlachten entzweit und ihm mit dem Wante gedroht. Dazu ging das Gerücht in Oberweiler, daß der George neuerdings auch seine Frau, die Colette, schlecht behandle. Ein Knecht hatte Fritz sogar erzählt, daß Colette in einer Sommernacht halb angetrieben vor dem Mißhandlungen ihres Mannes nach Oberweiler ins Vaterhaus geflüchtet sei.

In der Nacht aber, bevor der Chaffeurkorporal mit dem Holzschlitten beginnen wollte, hatte ihn kurz vor Mitternacht plötzlich ein starkes Klopfen gegen die rote Holzstir seiner Hütte aus dem Schlafe geschreckt. Und als er sich von seinem Lager erhob und die Tür geöffnet, hatte er einen Brief zwischen den beiden Dielen der Türe gefunden. Nach hatte er seinen Kienspan angefaßt und beim nackten Scheine desselben die Zeilen gelesen, die ihm Colette durch irgend einen Knecht oder Waldarbeiter hierher gesandt hatte. Das Schreiben hatte folgenden Wortlaut:

Mein Geliebter!

Warum beantwortest Du meine Briefe nicht? Ich sehne mich nach Dir mit der ganzen Kraft meiner Seele! Jeder Tag ist für mich verloren, an dem ich Dich nicht gesehen habe. Du bist morgens mein erster und abends mein letzter Gedanke. Keinen Schritt mache ich im Dorfe, ohne

die Öffnung zu hegen, ich könnte Dir begegnen, und schwer lastet der Gedanke auf mir, Du könntest mich nicht mehr lieben. Ich bin so tief unglücklich. Mein Mann ist lieblos, oft brutal gegen mich.

Denke Dir, der Entsetzliche plant neues Unheil! Gestern abend war der welsche François, der Senne, bis lange nach Mitternacht bei ihm. Der schwarze Teufel mit seinem schielenden Blick hat Dich, weil Du ihm damals mit der Rüstungsschaukel so stark zugelegt hast! Ich konnte die Rede der beiden Männer nicht verstehen. Ich lag in der Kammer neben meinem Kinde, dem herzligen Fritz, der zurzeit den Reudhusten hat, so daß ich die beiden nicht aushören konnte! Soviel aber habe ich doch vernommen, daß er den François dazu anstiftete, Dir zu schaden. Vielleicht will er Dir die Sägemühle anzünden lassen, vielleicht will er den François die Halle am See anzünden, daß Dir das Wasser die Mühle fortreißt, vielleicht wird er in Deinem zurzeit düren Wald einen Brand legen. Ich habe Worte vernommen, die das alles vermuten lassen. Auch fürchte ich, daß der Welsche Dir gar ans Leben will. Er schlägt mehrmals auf den Tisch und rief in seinem rohen Dialekt: „Gott verdamm mich, wenn der nicht bin ich bis zu Martin“, und dann: „Mei, hin sei muß er, hin sei muß er!“

Was eigentlich gegen Dich geplant ist, konnte ich nicht aus den Worten der beiden Unholde entnehmen. Ich merkte nur, daß George dem Welschen, bevor er wegging, eine größere Geldsumme einhändigte, und auf der Treppe hörte ich noch meinen Mann zu dem François sagen: „Wenn du's wirklich machst, bekomme ich den vierten Teil von allem, was ihm gehört!“

Lieber Fritz, hüte Dich also vor dem François und gehe nicht mehr allein in den Wald, daß Dich der Mordbube nicht hinterücks erschießt oder erstickt. Du mußt Dich retten. Du mußt fliehen!

Und nun bitte ich Dich, ich flehe Dich an! Nimm mich mit! Rette mich und mich. Nimm mich und meinen kleinen, herzligen Fritz mit nach Frankreich! Höchstes Glück soll Dir meine heiße Liebe bringen und jeder neue Tag soll uns selig finden, eins im Besitze des andern.

Gute Nacht! Jeder Augenblick, den Du noch lebst, kann das Verderben bringen!

Stündlich erwartet Dich Deine Dir mit Leib und Seele gehörende

Colette.

Ein weniger unerschrockener Mensch, als der Chaffeur

feines neuesten Werkes, „Wo die Lerche singt“, werden noch Verhandlungen gepflogen. Der Dezember bringt ein neues Weihnachtsmärchen und außerdem jedenfalls auch noch eine Erstaufführung des nach Schubert's „Deutschen Tänzen“ eingerichteten Ballets „Die Jahreszeiten der Liebe“.

Das Schauspielrepertoire für die kommende Spielzeit steht ebenfalls schon in großen Zügen fest, und zwar wurden einwilligen folgende wichtige Erstaufführungen festgelegt: Emil Rosenow's vielgenannte Komödie „Kater Lampe“, Walter Harlan's Tragödie „Das Nürnberg-Gel“, Julius Nordische's „Herzhaft“, Strindberg's „Nach Damaskus“, Wilbrandt's „Meister von Palmyra“ und Wildes „Frau ohne Bedeutung“. Von den in Aussicht genommenen klassischen Stücken wird Shakespeares „König Lear“ gleich nach den Ferien gegeben werden. Mit der „Maria Stuart“ wird die Neueinstudierung Schiller'scher Dramen fortgesetzt, und außerdem seien vorläufig genannt Grillparzer's „Weh dem, der lügt“ und Hebbels „Judith“. Ferner sind Werke von Calderon, Kleist und Angenruber ausgewählt worden. Des hundertjährigen Todestages von A. W. Hoffmann wird voraussichtlich durch eine Neuinszenierung der „Nager“ gedacht werden. An weiteren Werken sind dann für die erste Hälfte der Spielzeit noch vorgesehen: Guckows seit 1879 nicht mehr gegebenes Lustspiel „Jopf und Schwert“ und das neue, mit M. Bernheim gemeinsam verfasste Lustspiel „Blumenthal's Die große Pause“, dessen Erstaufführung auf den dritten Weihnachtsfeiertag festgelegt wurde. — Ueber die Erwerbung einer Reihe neuer Werke schweben noch Verhandlungen.

Eine Portion Obst.

Recht beachtenswert sind die Ausführungen, die eine Referentin der „F. M.“ ihrem Blatte zuwendet. Sie schreibt: Auf einen oft empfundenen Mangel in der Verpflegung unserer Gartenwirtschaften und Ausflugsorte möchte ich einmal hinweisen. Jetzt in der Zeit der sommerlichen Hitze, der Hochzeiten der großen und kleinen Ausflüge, hört man häufig die Klage: „Ja, einführen möchte ich schon, aber was soll man wieder verzehren? Zweimal Kaffee kann ich nicht vertragen! Vier außer der Zeit macht mich müde, Selters — brüt! — Milch ist auch nicht immer in einwandfreiem Zustand zu haben, und man kann wohl ein Gegenstück des Alkohols und doch kein Freund der sogenannten alkoholfreien Getränke zu sein. Unsere Kinder sind erst recht überdies. Milch ist das Einzige für sie; ist die nicht zu haben oder haben die Kinder einen Widerwillen dagegen, so bleiben zu ihrer Erfrischung nur jene verschiedenen farbenprächtigen Limonaden, deren Farbe meist ihre einzige Schönheit ist und die oftmals keineswegs billig sind. Da gibt es nun etwas, das geeignet wäre, diese Lücke auszufüllen — die Portion Obst. Obst läßt sich nicht nur den Durst, kühlend und erfrischend, man kann es auch zu jeder Tageszeit zu sich nehmen, ohne dadurch den Appetit auf die regelmäßigen Mahlzeiten zu beeinträchtigen. Vorausgesetzt, daß man es nicht im Übermaß genießt. Besondere Schwierigkeiten stehen der allgemeinen Einführung nicht entgegen. Bietet uns doch die heimische Natur eine unendliche Mannigfaltigkeit an Früchten. Den Beginn macht die köstliche Erdbeere, Johannisbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren, Kirschen, Heidelbeeren, Aprikosen, Mirabellen, Erdbeeren, Augustpflaumen, Pfirsiche, Meiseln, Zwetschen usw. bis zum Winterobst folgen einander in schier unübersehbarer Reihe. Da läßt es sich leicht ermitteln, immer Obst vorrätig zu haben. Bis gegen Ostern reicht unser einheimisches Obst für die, die es auch in der kalten Jahreszeit dem Kaffee, Kuchen oder Bier vorziehen. Dann können Apfelsinen und Bananen an ihre Stelle treten. Und sollte wirklich kein frisches Obst vorhanden sein, da würde mancher mit einer Portion eingemachter Früchte vorliebnehmen. Die Hauptsache ist, daß es dahin kommt, die Portion Obst zu den ständigen Vorräten zu rechnen, wie Kaffee, Selters oder Bier. Für Restaurants würde sich die Einführung gewiß empfehlen, nicht zum wenigsten aber für Konditoreien. Die Damen, die dort das Stammpublikum bilden, würden schon vielfach im Interesse ihrer schlanken Figur eine Portion Obst dem Kuchen und der Schokolade vorziehen. Also ihr Wirte, versucht einmal mit der Portion Obst!

Vorbereitungen für Eisenbahnarbeiter. Die neue Lohnordnung der preussisch-hessischen Eisenbahnverwaltung hat, obwohl sie nur eine Zusammenfassung und Vereinheitlichung der Lohngründe darstellen soll, eine große Anzahl von Eisenbahnarbeitern zugleich auch ziemlich bedeutende Lohnerhöhungen gebracht. Beachtenswert ist, daß ein alter Arbeitervertreter, der Vorsitzende des großen Berliner Eisenbahnarbeiterverbandes, Arbeiterverbandes, Eisenbahn-

schlosser Gustav Jäger, Mitglied des Reichstags, dem Eisenbahnminister von Breitenbach anlässlich der diesjährigen Reichseisenbahnkonferenzen den Dank für die Zusammenberufung der Lohnkommission mit dem Bemerkens auspricht: die neue Lohnordnung sei gewissermaßen eine Krönung der bisherigen Reformen und bringe den Arbeitern ganz erhebliche Vorteile. Interessant ist auch eine vom Generalsekretär Riedel des genannten Verbandes angefertigte Statistik über die Eisenbahnarbeiterlöhne und über die örtlichen Tagelöhne, die dem Reichstags Abgeordneten Riedel vorgelegt wurden. Aus derselben geht hervor, daß in einer großen Anzahl von Orten die Eisenbahnarbeiterlöhne bereits höher stehen als die örtlichen Tagelöhne. Aufschluß über die gütigen Lohnverhältnisse ist es zu verstehen, wenn der Andrang der Privatarbeiter zu den Eisenbahnwerk- und Betriebsstätten von Jahr zu Jahr größer wird.

Dienstaufbau im Eisenbahndienst. Der Minister der öffentlichen Arbeiten hat unterm 23. Juni d. J. eine ergänzende Verfügung erlassen über die Dienstaufbau im Eisenbahndienst, aus der wir folgendes hervorheben: Dienstaufbau, die nach Abgang der mindestens halbtägigen Dienstaufbau noch über 14 Stunden hinausgehen, sind nicht mehr zulässig. Bei der Berechnung der durchschnittlichen monatlichen Dauer der Dienstaufbau darf die bloße Dienstaufbau, zu der die Bahnmeister auch Sonntags verpflichtet sind, nicht als Dienst im Sinne der Statistik angesehen werden, weil beim Bahnmeister die Dienstaufbau zum Beruf gehört.

Eine schulpflichtige Erneuerung hat die Berliner Schuldeputation für die Volksschulen und Vorläufer beschlossen. Es wird beabsichtigt, eine regelmäßige Feststellung von Mäßen und Gewichten der Schulkinder vorzunehmen. Die Messungen sollen jedes halbe Jahr stattfinden. Für die Anordnung der Schuldeputation waren wissenschaftliche und praktische Gesichtspunkte maßgebend. Die Kinder in den Volksschulen sind fast alle schwächlich, daher ist es um so wichtiger, Stillstände oder gar Rückgänge der körperlichen Entwicklung durch regelmäßige Kontrolle festzustellen. Nur auf diese Weise wird man rechtzeitig durch Gewährung von Frühstück und Mittagspeisung helfen können. Auch in wissenschaftlicher Hinsicht werden diese Wägungen und Messungen nicht ohne Wert sein, um sichere Beobachtungen über die Wechselwirkung zwischen Körperbeschaffenheit und Leistungsfähigkeit anstellen zu können.

Die Volkskassette Hellmuthstraße 45 bleibt an den Sonntagen vom 19. Juli bis 16. August geschlossen. Auf dem Rennplatz in Erbenheim herrscht gestern ein sehr reges Leben. Bis gegen Abend waren bereits über 100 Pferde eingetroffen, so daß uns sehr interessante Rennen bevorstehen, zumal das Wetter es diesmal wirklich gut meint.

Das Nebengebäude des Königl. Amtsgerichts zu Wiesbaden, Dranienstraße 17, hat dieser Tage einen neuen Anstrich bekommen. In diesem Gebäude befinden sich bekanntlich die verschiedenen Gerichtsschreibereien des Amtsgerichts. Für Automobilen. Rengedacht werden: der Weg zwischen Eppendorf und Hefelbach bei Kilometer 2,8 vom 13. Juli bis voraussichtlich 22. Juli; die Bezirksstraße zwischen Niederbüden und Breidenbach bei Kilometer 23,2 vom 13. Juli bis voraussichtlich 19. Juli.

Mitteilungen aus dem Publikum.

Hoffweller Wilhelmstraße 18
(früher Schwanefeldt, Schürmann)
Spezialität: Silberbestecke und Aussteuern.

Aus den Vororten.

Schierstein.

Leichenfindung. Am Freitag nachmittag wurde im Hafen die Leiche eines jungen Mädchens namens Ott aus Viebrügge gefunden.

Dogheim.

Feindliche Nachbarn. In einem Hause an der Idsteiner Straße gerieten während der Nacht zum Samstag einige Hausbewohner in Streit, der derart ausartete, daß die Polizei sich ins Mittel legen und den Hauptbeteiligten in Haft nehmen mußte.

Erbenheim.

Gemeindevertreterwahl. In der am Freitag nachmittag 4 Uhr unter dem Vorsitz des Bürgermeisters Meeren abgehaltenen Sitzung der Gemeindevertreter wurde zunächst die Gemeindevorrechnung für 1913 in Einnahme mit 211 408 M.

Mit kräftigen Armen erfaßte der Chasseurförporal die Hörner des ersten Schlittens, stemmte sich mit dem Rücken gegen denselben sowie mit seinen festen, benagelten Schuhen gegen die einzelnen Querstreichen und setzte dann den Schlitten in Bewegung. Unverwandt war dabei sein Auge auf die vor ihm liegende Schlittbahn gerichtet, damit sein Tritt die Querstreichen sicher treffe und der Schlitten in seiner sicheren Richtung bleibe. An besonders steilen Stellen stemmte er sich, die Füße langsam von einer Stelle zur anderen schiebend, mit seiner ganzen Körperkraft rückwärts, um den Schlitten nicht in jene allzu schnelle Bewegung geraten zu lassen, die ihn mit sich fortreißen, zu Fall bringen und nur zu leicht unter der nachdrängenden Ladung zerfallen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fürsten der Zigeuner.

Ethnologisches und Historisches von J. W. Brepohl. Nassau a. d. R. (Mitglied der Intern. Gesellschaft für Zigeunerkunde, Copy-Proc. Society-Liverpool.)

Durch die Tagespresse ging dieser Tage die Notiz, daß ein Zigeunerfürst, namens Nikolaus Cluron, von der amerikanischen Einwanderungsbehörde abgelehnt sei. Diese Nachricht ist, so weit es sich um die Würde des Cluron handelt, falsch. Bei den wandernden Stämmen Europas ist kein „Fürst“ Cluron bekannt. Die siebenbürgischen und rumänischen Zigeuner führen nur noch Wozjoden, die bosnischen und ungarischen „Nichter“. Der letzte Zigeunerfürst war Nikolaus Mikailo, kurz Nikolaus der Kleine oder auch als Mikailo genannt. Er herrschte über die Zigeuner Ungarns, des Balkans und später auch Nordamerikas und starb 1910 in Cleveland (Ohio), über 100 Jahre alt. Neben ihm regierte in England als letzter Sprosse einer Zigeunerfürstendynastie, König Joseph Vee, der im Alter von 86 Jahren 1844 starb. Außer diesen beiden sind im letzten Jahrhundert Könige der Zigeuner nicht erwähnt worden.

Da nun über „Zigeunerfürsten“ in unserer Volksallerei falsche Ansichten verbreitet sind (so z. B. sagt die oben erwähnte Notiz, Cluron habe als Zeichen seiner Würde einen Stab mit goldenem Knopf getragen, was keineswegs richtig sein kann, denn der Fürstentab der

und in Ausgabe mit 196 887 M. festgelegt, sodas ein Ueberfluß von 14 510 M. verbleibt. Zwei Gesuche um Unterstützung wurden abgelehnt. Auf ein Gesuch des Haus- und Grundbesitzervereins um Befreiung der künftigen Trottoirs in der Bahnhofstraße und Anlage eines erhöhten Trottoirs daselbst wird der Gemeinderat beauftragt, mit der Eisenbahnbehörde in weitere Unterhandlungen zu treten. Eine Kommission des genannten Vereins hat bereits mit dem Geh. Regierungsrat Fliegenkamp eine Unterredung gehabt, wobei dieser zusagte, ein dementsprechendes Gesuch an die Eisenbahndirektion zu befürworten; jedoch möchte die Gemeinde Erbenheim sich bereit erklären, einen Streifen der Gemeindebahnhofsstraße in der Hälfte des gedachten Trottoirs anstelle des Trottoirs abzutreten, die Hälfte der Kosten für die Anlage zu übernehmen und die Gemeindebahnhofsstraße an Kennzeichen für den Verkehr freizugeben. — Dem weiteren Gesuch des Haus- und Grundbesitzervereins um Aufhebung eines Grabens zwischen B. Wintermaier und A. Christ in der Vierkader Straße, der besonders in der letzten Jahreszeit einen üblen Geruch verbreitet, wurde stattgegeben. Bei dieser Gelegenheit wurde darüber Klage geführt, daß diese Gräben, das Nachbarn und die Feldwege mit alten Blechgefäßen und sonstigem Unrat bemorren werden. Bürgermeister Merten hat die Vertreter, ihn hierbei zu unterstützen und die Verursacher zur Anzeige zu bringen. — Ein weiteres Gesuch des Haus- und Grundbesitzervereins um Aufhebung des Grabens vor den Anwesen der oberen Wiesbadener Straße und Anlage eines erhöhten Trottoirs rechts und links wird dem Gemeinderat zwecks weiterer Verhandlungen mit dem Kommunalverband und den Anliegern übergeben. — Von der königlichen Oberförsterei Sonnenberg waren zwei Schreiben eingelaufen: 1. um Anlage eines etwa 450 Meter langen Waldwegs am Trompeterpfad, und 2. um Ausbesserung des Goldkeimwegs; es soll hierzu eine Ortsbefestigung vorgenommen werden. — Im Vorschlag für 1915 wird die Pflasterung der Taunusstraße zur Hälfte vorgesehen, ebenso die Hälfte des Kanals.

Nassau und Nachbargebiete.

St. Goarshausen, 11. Juli. Persönliches. Herr Gerichtsassessor Dr. Schuppert ist zum Amtsrichter in Frankfurt a. M. ernannt worden.

Nassau, 11. Juli. Persönliches. Herr Gerichtsassessor Ströder ist zum Amtsrichter in Trier ernannt worden.

h. Hahn-Weiden, 11. Juli. Veteranenfürsorge. Die Gemeindevertretung hat einem Wunsche der Kriegsveteranen insoweit entsprochen, als sie in ihrer letzten Sitzung beschloß, alle Veteranen bis zum Betrage von 6 M. inkl. von der Gemeindeeinkommensteuer freizustellen.

h. Frankfurt, 11. Juli. Im Verurteilt. Der gestern in Ausübung seines Berufs im Südbahnhof verunglückte Maschinenheizer Franz Nied, dem beide Beine abgefahren wurden, ist im hiesigen Krankenhaus seinen schweren Verletzungen erlegen.

h. Köln, 11. Juli. Angriff auf einen Richter. Ein Angriff auf einen Richter ist vor einer hiesigen Strafkammer, in welcher ein Landgerichtsdirektor den Vorsitz führte, unternommen worden. Kläger war ein Gerichtsassessor, der eine große Reihe von Prozessen angeregt hatte. Durch Bemerkungen des Richters wurde der Assessor derart erregt, daß er auf den Präsidenten zusprang und ihn zu würgen versuchte. Durch das Dazwischentreten von Gerichtspersonen, die mit Büchern auf den Angreifer warfen, wurde der Richter befreit.

Gericht und Rechtssprechung.

Aus Not wegen 1,35 Mark zum Urkundenfälscher geworden. Wiesbaden 11. Juli. Um ein Geld für sein Kind kaufen zu können, fällte ein junger Mann von hier unter einer Quittung einen Vermerk und bezieht 1,35 M., die ihm übergeben worden waren, für sich. Die Strafkammer verurteilte ihn deshalb zu drei Wochen Gefängnis.

3 Jahre Zuchthaus. Vor dem Mainzer Kriegsgericht hatte sich der 29jährige Arbeitslos Albrecht L. über aus Dittorf wegen Fahnenflucht im widerholten Rückfall zu verantworten. Der Angeklagte hatte am 21. Juni mit anderen Kameraden in der Nähe des Forts Viehler gearbeitet. Plötzlich war er verschwunden. Er wurde 1 1/2 Stunden später verhaftet in einem Kornacker aufgefunden. Seine Fackel und Mähe hatte er weggeworfen. Er gab an, daß er nach Frankreich habe flüchten wollen, um sich dauernd dem Militär zu entziehen. Der Angeklagte erklärte in der Verhandlung, er sei ein freier Mann und könne hingehen.

Zigener trägt kein Gold, dürfte es angebracht sein, einmal die Zigeunerfürsten ethnologisch und historisch zu würdigen.

Allgemein nimmt man an, es handele sich hier um einen hochfahrenden Titel, ohne jeden Wert. Das ist aber keineswegs der Fall. Der König der Zigeuner war ein Herrscher, so gut und so schlecht, wie er bei einem Naturvolf nur sein kann und war in früherer Zeit Herr über Leben und Tod. Seine Würde war in der Regel auch von den Nachkommen bestätigt. So hat Kaiser Sigismund 1422 den Zigeunern einen Freibrief ausgestellt, worin dem „Wojwoden“ derselben die alleinige Gerichtsbarkeit über die Zigeuner in den Ländern des heiligen römischen Reichs deutscher Nation übertragen wurde. Allerdings hat der Reichstag zu Speyer 1497 diesen Freibrief durch Reichsabschied aufgehoben, aber gleichzeitig auch alle Zigeuner des Deutschen Reichs verwiesen. Der Ursprung dieser Fürstenwürde ist jedenfalls venezianisch. Wenigstens finden wir die erste Bestätigung derselben in venezianischen Urkunden. Den volkstümlichen Ergebnissen nach stammen die Zigeuner bekanntlich aus dem Indostan.*) Nach langer Wanderung kamen sie über Ägypten nach dem heutigen Griechenland, welches damals zum byzantinischen Reich gehörte.**) Hier ließen sie sich nieder. Später gestattete die Republik Venedig ihnen im Peloponnes zu wohnen und gab ihren Stammeshäuptlingen fürstliche Privilegien. So enthielten die Fürstentitel der Zigeuner. Noch heute ist im Archiv der Markbibliothek in Venedig eine Urkunde vorhanden, nach welcher der venezianische Statthalter der griechischen Kolonie Nauplion Ottaviano Bruno im Jahre 1308 einem Zigeunerhaupte mit Namen „Johannes“ die Privilegien seiner Vorgänger bestätigte. Somit waren die Zigeunerfürsten Vasallen der Republik Venedig. Sie herrschten nicht über das Land, das sie bewohnten, sondern nur über die in diesen lebenden Zigeunerfamilien.

Als nach dem Fall von Konstantinopel die Balkanhalbinsel nach und nach gänzlich in türkischen Besitz überging, wanderten die Zigeuner weiter. 1417 überlieferten sie in langen Zügen unter der Führung eines Fürsten Wladislaus die deutsche Reichsgrenze. 1418 tauchten sie nach Zuler von Weined in Graubünden unter Führung eines

*) Vergl. Brepohl, Die Zigeuner, Göttingen 1900.

**) Vergl. Brepohl, Die Zigeuner im alten Orient, Groß-Bichterfeld 1914.

*) Auch in der „W. Ztg.“ vom Sonntag, 5. Juli. Red.

wohnen er wolle. Der Angeklagte wurde zu 5 Jahren 7 Tagen Zuchthaus, Ehrverlust und Entfernuna aus dem Heere verurteilt.

Sport.

Die Strecke des Kaisers 1913.

Der Kaiser hat, wie die Fachzeitschrift „Der Weidmann“ mitteilt, nach dem jetzt vorliegenden Bericht des kaiserlichen Jagdambles im Jahre 1913 insgesamt 4006 Stück Wild erlegt, darunter u. a. 39 Rothirsche, 34 Damhirsche, 64 grobe Säuen, 1 Dantier, 17 Gafen, 411 Kaninchen, 3185 Hasen, 73 Rebhühner, 1 Birkhuhn, 111 Fische, 1 Ruffionbock. Im ganzen hat der Kaiser bisher in seinem Leben 73 308 Stück Wild zur Strecke gebracht, und zwar: 2136 Rothirsche, 92 Dantiere, 1848 Damhirsche, 99 Dantiere, 3232 grobe Säuen, 316 geringe Säuen, 955 Rebhühner, 18 025 Hasen, 3178 Kaninchen, 121 Gansen, 139 Fische, 3 Bären, 12 Elchschäufel, 6 Wisente, 3 Reantiere, 3 Ruffionböcke, 6 Dachs, 1 Marder, 108 Muerhühner, 25 Birkhühner, 3 Bronzeputen, 3 Perlhühner, 44 806 Hasen, 963 Rebhühner, 95 Grouse, 5 Schnepfen, 3 Velsaffen, 170 Enten, 826 Reiber und Kormorane, 1 Fuchs, 1 Wal und 520 verschiedene niedere Tiere.

□ **Saints-Duen**, 11. Juli. (Privattelegr.) Prix de la Côte-d'Or, 3000 Fr. 3100 Meter. 1. Ed. Champonnois' Kanejou (Williams), 2. Van Rhum, 3. Briollet. 11 Hefen. Tot. 54:10, Pl. 20, 70, 44:10. — Prix du Rhone, 4000 Fr. 2600 Meter. 1. Birch's Antonello (J. Bara), 2. Maléfice, 3. Stigmmond. 8 Hefen. Tot. 24:10, Pl. 13, 18, 15:10. — Prix du Forez, 3000 Fr. 2800 Meter. 1. Ch. Vignards Sampum (Head), 2. Agurée, 3. Bogoris. 10 Hefen. Tot. 39:10, Pl. 17, 16, 17:10. — Prix du Charolais, 4000 Fr. 2800 Mtr. 1. R. Sirn-Roeber's Bériot (Houd), 2. Drmugd, 3. Dikstin. 11 Hefen. Tot. 19:10, Pl. 12, 14, 19:10. — Prix Valois, 10 000 Fr. 2500 Meter. 1. J.-D. Gobus Mobei (G. Mitchell), 2. Dear Duen, 3. Jacques Coeur. 13 Hefen. Tot. 54:10, Pl. 24, 37, 22:10. — Prix de la Bourgogne, 5000 Fr. 3400 Meter. 1. G. Ehlers' Le Ratifan (Moreau), 2. Remue Menage, 3. Léon III. 12 Hefen. Tot. 269:10, Pl. 66, 65, 64:10.

Vermischtes.

Das titliche Paris.

Paris hat wieder einen Nachtänzerinnen-Skandal. Sechs Wochen lang durften die Direktoren des „Moulin Rouge“ und des Olympia-Variétés ihre sogenannten Ausstattungsstücke „Verbirg deine Blöße“ und „Eine Orgie in Babylon“ aufführen, in denen die beiden Tänzerinnen Deries und Blasy in nahezu hüllenloser Schönheit auftraten. Jetzt sind die Direktoren, ebenso die beiden Hauptdarstellerinnen in gerichtliche Untersuchung gezogen worden. Die Produktionen wurden verboten und die beiden Direktoren, sowie die Tänzerinnen selbst unter Anklage gestellt. In dieser Maßnahme entschloß sich der Staatsanwalt erst auf Grund mehrerer Anzeigen von Pariser und Ausländern, die an der absoluten Hüllenlosigkeit der beiden Künstlerinnen, sowie an ihren Gebärden Anstoß nahmen. Die Direktoren führen Zeugen aus Pariser Künstlerkreisen an, um den Nachweis zu führen, daß es sich nicht um Sinnesreizungen, sondern um ernsthafte Darbietungen von künstlerischem Wert handle. Sie beriefen sich auf die Produktionen der Isadora Duncan.

Eine Frau als Räuberhauptmann.

Die Polizei in Kiew verhaftete eine Frau, die der Chef einer großen Räuberbande ist, deren Mitglieder zum Teil schon früher zum Tode verurteilt worden sind. Es stellte sich heraus, daß die Frau auf ihrer Brust, den Armen die Namen sämtlicher Mitglieder der Bande einstümpert trug, so daß fast alle Mitglieder der Bande verhaftet werden konnten.

Die reichsten Steuerzahler der Welt.

Soeben ist zum ersten Male in Amerika eine Steuer auf das Einkommen erhoben worden; dabei hat sich herausgestellt, daß die reichsten Steuerzahler New-Yorks alle zusammen in einem einzigen Stadtteil leben, nämlich im Westen der Manhattan-Insel, deren glänzender Mittelpunkt die weltbekannte Fifth Avenue ist. Hier steht die Wiege der mächtigen Götter, die in Europa so oft mit ihrer Hand alte Adelswappen vergolden. In diesem reichen

Viertel wohnen 15 000 Personen, deren jährliches Einkommen zusammen über fünf Milliarden beträgt.

Kurze Nachrichten.

130 000 Liter Süßwein beschlagnahmt. Die Hamburger Polizeibehörde beschlagnahmt bei einer hiesigen Firma 130 000 Hektoliter Portwein, der stark mit Wasser versüßt war. Wegen die Schwindelfirma ist ein Strafverfahren eingeleitet worden. Der Wein ist der Staatsanwaltschaft übergeben worden und wird den gefehligen Bestimmungen gemäß vernichtet werden. Er war zum Teil mit über 40 Proz. Wasser vermischt.

Autounfall eines Künstlers. Man meldet aus Krakau: Der bekannte Maler Albert Ritter von Kossak erlitt auf einer Landpartie einen schweren Autounfall, indem das Automobil aus noch ungeklärter Ursache umstürzte. Kossak wurde herausgeschleudert und blieb schwer verletzt liegen. Erst später wurde er von Passanten ins Krankenhaus gebracht.

Die eigene Schwester ermordet. Aus Dedenburg wird gemeldet: Der 22 Jahre alte Franz Spanroth, der Sohn eines gutsituierten Bürger, erschoss im Weingarten seine Schwester und hängte die Leiche dann auf, um einen Selbstmord vorzutäuschen. Der Mörder war angefaßt der Leiche geständig. Als Motiv gab er an, daß seine Schwester ihn nicht liebvoll behandelt habe.

Einbruch in einem Fürstenschloß. Auf dem Schloß Gränberg des Fürsten Engelbert Auerberg bei Nepon wurden bei einem Einbruch aus dem Zimmer der Fürstin Pretiosen im Werte von 10 000 M. gestohlen. Dies ist seit dem Mai d. J. der zweite Einbruch in das genannte Schloß.

Letzte Drahtnachrichten.

Deutsch-französische Verhandlungen.

Die seit einigen Wochen schwebenden deutsch-französischen Verhandlungen wegen der öffentlichen Ausschreibung für Lieferungen in Marokko kommen, wie die „B. Z.“ erfährt, nicht von der Stelle. Die französische Regierung weigert sich nachhaltig, den deutschen Standpunkt anzuerkennen, daß auch Lieferungen der Kommunal-Verwaltung der öffentlichen Ausschreibung unterliegen. Demgegenüber ist man auf deutscher Seite seit entschlossen, das Haager Schiedsgericht anzurufen.

Austritt vom Amt.

Nach der „B. Z.“ werden die Chef der Marinestationen Kiel und Wilhelmshaven, die Admirale v. Körper und v. Heeringen, demnächst in den Ruhestand treten. Als Nachfolger kommen die Vizeadmirale Bachmann und v. Krosigk in Betracht.

Hanks' Abgang.

Aus Colmar bestätigt man, daß der Zeichner Hans über die französische Grenze entwichen ist. Vorgefunden hatte er noch erklärt, daß er die einjährige Gefängnisstrafe, die er für sein Buch „Mon Village“ erhalten hatte, antreten werde. Im Laufe der geistigen Nacht traf jedoch beim Gericht in Colmar ein Telegramm ein, das in Belfort ausgegeben war und lautete: „Hank habe geflohen“. Die von ihm hinterlegte Kaution von 25 000 M. ist natürlich jetzt verfallen.

Aufstand auf Haiti.

Der „New York Herald“ meldet aus Kap Haitien, daß die Aufständischen einen neuen Versuch unternahmen, sich in den Besitz der Stadt zu setzen. Sie wurden aber zweimal mit großen Verlusten von den Regierungstruppen zurückgeschlagen. Die Geschosse schlugen in nächster Nähe des amerikanischen Eisenbahndepots ein, wo große Mengen Munition aufgeschichtet waren. Dieser Umstand rief unter der Bevölkerung eine große Aufregung hervor, da man jeden Augenblick eine furchtbare Explosion befürchtete.

„Herzog Michael von Klein-Egypten“, 1400 Mann stark, auf, 1419 nach der „Berliner Chronik“ auch in der Westschweiz, mit Herzogen und Grafen, 1422 nach Burtschen, auch in Basel und im badischen Wiesental (unter Herzog Michael), mit Paktworten vom Papst und dem Kaiser versehen. Die letztere Bekräftigung dürfte die schon erwähnte des Kaisers Siegmund von 1422 sein. Im gleichen Jahre hält der Zigeunerherzog Andreas seinen Einzug in Bologna. Nachdem die Reichspolizeiverordnung von 1500 die Zigeuner geächtet, bestätigte 1501 König Alexander von Polen die Würde eines Zigeunerfürsten „Wasi“. Die sich dessen Herrschaft unterwerfenden Flüchtlinge aus dem deutschen Reich fanden in Polen Aufnahme. Es gelang, in Polen viele Zigeuner schloß zu machen. Das veranlaßte den König der Polen, den polnischen Zigeunerfürsten 1701 zum König zu erheben und die Königswürde desselben durch befreundete Monarchen anerkennen zu lassen. Von da ab sind die kontinentalen Herrscher der Zigeuner Könige. Der letzte polnische Zigeunerfürst wurde 1788 vom polnischen König Karol Stanislaw Radzwill bestätigt. In England, wo im 17., 18. und 19. Jahrhundert die Zigeuner viel Freiheit genossen, wurde dem Stippenältesten Lee im 18. Jahrhundert die Königswürde verliehen, und zwar als der Familie Lee erblich. Der letzte Sproß dieser Familie starb, wie schon erwähnt, 1844. Seine Untertanen zählten zeitweise über hunderttausend Seelen. Die letzte Bekräftigung eines Zigeunerfürsten war die des schon erwähnten, 1910 verstorbenen Kis-Mihajlo, welche im Jahre 1848 durch die provisorische ungarische Regierung erfolgte. (Noch heute werden von der ungarischen Regierung Zigeunerführer aus Stammes- und Sippenältesten gemacht, welche die untere Verwaltung und Polizeigewalt führen. Sie stehen etwa im Rang eines deutschen Dorfbürgermeisters. Fürsten kennt die ungarische Regierung offiziell nicht mehr. Nur die Stämme selbst nennen ihre Stammesältesten „Wojwoden“, die über den Sippenältesten stehen und eine gewisse Repräsentationspflicht haben. [Zigeunerei und -seile.]

Wer waren nun die fürstlichen Zigeuner? Worin bestanden ihre Pflichten und Rechte?

Die Wanderzigeuner bildeten früher trotz ihrer Streifereien ein ziemlich geordnetes Staatswesen mit ungeschriebenen Gesetzen und strenger Zucht. Die Einteilung geschah nach Sippen und Stämmen. Zur Sippe gehörten viele Einzelmenschen, wobei die Zugehörigkeit der einzelnen Familien nicht von der Abstammung des Mannes, sondern von der der Frau abhängig war. Ueber einen solchen Stamm stand der Stammesälteste. Mehrere Stämme bildeten eine „Genossenschaft“, über sie herrschte der Herzog

oder König. Er war Herr über Leben und Tod und hatte scharf auf die Befolgung der ungeschriebenen Zigeunergesetze zu achten. Uebertretungen derselben hatte er scharf zu bestrafen. Er konnte einen Zigeuner töten und ehelos erklären und ihn aber auch wieder in die Stammesgemeinschaft aufnehmen. Er hielt auch Heerschau über die Stämme seiner Genossenschaft.

Im Mittelalter hatten die Zigeuner eigene Gerichte, Häften, so auf dem Mosleberg bei Basel. Als Zeichen seiner Würde führte der Zigeunerfürst das „Zigeunerfahnen“, dessen Wappen entweder in einem Igel, dem Viehlingschädel des Zigeuner, oder in einer Eiser, dem heiligen Vogel der Zigeuner, bestand. Außer diesem befah er einen „Fürstehut“, der aber nur bei feierlichen Gelegenheiten (wie eine Krone) getragen wurde. Dieser, von grüner Farbe und dreieckig, war mit einer silbernen Quaste geschmückt. Große silberne Kränze am Anzug waren das gewöhnliche äußere Zeichen der Würde. Bei Stammesfeiern trug der Fürst außerdem noch eine Armbrust, welche die Farben seiner Genossenschaft, ein Blatt des heiligen Stammes heiligen Baumes und das Wappen (Igel oder Eiser) trug. Letztere legte er auch bei Stammesamplungen (vor der Ehe) und an Gerichtstagen an.

Außer in England war der Herzogs- oder Königswürde der Zigeuner nicht erblich. Sie wurde vielmehr durch die Wahl der gesamten Genossenschaft auf Lebenszeit übertragen. Die Wahl folgte, wenn Erinnerungen gegen die Zigeunerabstammung nicht erhoben wurden; die Proklamation durch Ausruf des Namens des Erwählten. Darnach wurden ihm zwei kreuzweise übereinander gelegte Zweige des der betreffenden Genossenschaft heiligen Baumes und ein mit Wein gefüllter Krug auf einem Teller überreicht, der mit dem Saft dieses Baumes bekränzt war. Zwei Stammesälteste traten an ihn heran, der eine legte ihm den „Fürstehut“ auf, während der andere ihm das „Siegel“ überreichte. Dieser Hut und das Siegel gingen von einem Fürsten zum anderen über und waren die Kronschätze dieser Genossenschaft. Der „Fürst“ legte sodann, als Zeichen der Annahme seiner Wahl, die von der ältesten Zigeunerin der anwesenden Sippen überreichte Armbrust an, ergriß den Krug mit Wein und leerte ihn in einem Zug. Dann zertrümmerte er ihn mit einem wohlgezielten Wurf gegen einen festen Gegenstand, denn es kam sehr darauf an, daß der Krug in recht viele Stücke zerfiel. Nun erst hielt er eine Ansprache an seine neuen Untertanen, in der er feierlich gelobte, die Zigeunergesetze treulich zu halten und darüber zu wachen, daß sämtliche Stämme dieselben genau erfüllten. Schmaus, Trinkgelage, rauchende Ruff, Schießen

Julius Rodenberg †.

Am Samstag morgen ist in Berlin Julius Rodenberg, 83 Jahre alt, gestorben.

Nur um wenige Wochen hat Julius Rodenberg seinen Freund Karl Frenzel überlebt. Noch erklingt frisch die Trauerklage, die Rodenberg im Juliheft seiner „Deutschen Rundschau“ um K. Fr. angekündigt, und die mit den bescheidenden Worten begann:

„Mit Karl Frenzel ist, nach Paul Henle, der letzte von denen dahingegangen, die bei der Begründung der „Deutschen Rundschau“ an erster Stelle mitgewirkt und ihr bis zum Ende, solange sie vermochten, ihre tätige Teilnahme gewidmet haben.“

Und nun hat er selbst, der Herausgeber und Begründer der „Rundschau“, dem toten Freunde sobald folgen müssen. Rodenberg war wohl in letzter Zeit kränklich, aber doch noch von großer Geistesfrische, die ihm rastlose Tätigkeit auch im hohen Greisenalter ermöglicht hat. Vor zwei Wochen, am 26. Juni, hat er seinen 83. Geburtstag in voller Mäßigkeit begehen können.

Geboren in Rodenberg in Hessen, studierte er die Rechte, um dann schon in jungen Jahren sich der freien Schriftstellerei zu widmen. Seine Reisebriefe aus England fanden großen Anklang; Rodenberg schuf sich damit einen Namen, der ihm in Berlin, wo er sich 1863 niederließ, die Bahn ebnete zu weiteren Erfolgen. Von 1867 bis 1874 gab er die Monatschrift „Salon für Literatur“ heraus, und gründete dann die „Deutsche Rundschau“, die unter seiner Leitung in vier Jahrzehnten sich zur mit angefechteten Monatschrift in Deutschland entwickelt hat. In der „Deutschen Rundschau“ kamen die führenden Geister der deutschen Literatur zum Wort; sie galt lange Zeit als die vornehmste unserer Zeitschriften; erst im letzten Jahrzehnt kamen gleichwertige neue Schöpfungen ihr nahe.

In der „Deutschen Rundschau“ wird Julius Rodenbergs Schaffen weiterleben.

2 russische Städte in Gefahr.

Die Städte Schlüsselburg und Petersburg sind gestern von einem Brande bedroht gewesen. Eine russische Pulverfabrik, die sich in der Nähe eines brennenden Torfmooses befand, wurde von dem Brand, der sich zehn Werst ausdehnte, bedroht, da der Wind auf die Pulverfabrik die Flammen zutrieb. Zwei Bataillone Pioniere und tausend Arbeiter waren an den Löscharbeiten beteiligt. Erst als der Wind gegen ein Uhr umsprang, war die Gefahr geschwunden, da die Flammen von der Fabrik abgetrieben wurden. Wenn der Wind nicht umgesprungen wäre, würde eine Explosion der Pulver- und Dynamitvorräte unvermeidlich gewesen sein.

Volkswirtschaftlicher Teil.

Wirtschaftliche Wochenschau.

Von unserer Berliner Handelsredaktion.

Infolge der gewohnten undiszipliniertheit der Bankiers in allen politischen Angelegenheiten kommt es trotz der Ruhe und Besonnenheit Deherreichs sehr zu vermehrter Bildung einer kritischen Atmosphäre. Daß auf der Wiener Börse in dieser Woche eine heftige Erschütterung und ein Abfall der Kurse zu notieren war, hat jedoch mit der gegebenen politischen Lage nichts zu tun. Die fatale Deconte, bei der reiches Geld verloren wurde, ist vielmehr eine natürliche Folge schon länger bestehender Künstlichkeit und Absicht, Kurse über die inneren Werte zu halten. Die Banken hatten keine Neigung, einzuspringen. — Der Geldmarkt ist flüssig, der Zinssatz ging weiter herunter. In Deutschland wurde das Zentralinstitut am Halbjahrschluß allerdings mit Wirkung in Anspruch genommen. In London und zumal in Paris wurde der Ausweis der beiden Banken noch günstiger als zuvor. Daß die Bank von Paris soviel Detail an sich zieht, werden Frankreichs Schuldner empfinden und umgekehrt auch den Gläubigern schließlich fahlen lassen.

Die amerikanische Gesetzgebung scheint sich bekanntlich nicht vor einschneidenden Bestimmungen dem Wirtschaftslieben gegenüber. Die haattlichen Einrichtungen dafür nehmen ein immer vermehrtes Interesse in Anspruch. Es ist aber auch natürlich, daß Fehlschlüsse gemacht werden. Um so wichtiger ist es, daß erfahrene, erfolgreiche Geschäftsleute sich den haattsbürgerlichen Pflichten, zumal der politischen

und Tanz schlossen sich an, und zum Schluß der Feier pflanzte dann der Fürst an der Stelle seiner Proklamation den seiner Genossenschaft heiligen Baum, für dessen Pflege er Sorge zu tragen hatte.

(Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Die Surrellieder, das große Chor- und Orchesterwerk von Schönberg, nach der Dichtung von Jens Peter Jacobsen, werden am 3. November in der Albert-Halle zu Leipzig aufgeführt werden. Berner sind Aufführungen in Amsterdam, München und Prag in Aussicht genommen, während Berlin vorläufig nicht in Betracht kommt, da die beiden allein in Frage kommenden Räume des Virtus Busch und des Virtus Schumann auf lange Zeit hinaus belegt sind. Schönbergs „Pierrot Lunaire“, nach dem Text von Otto Erich Hartleben, wird am 6. Februar nächsten Jahres in Leipzig, am 8. Februar in Berlin und am 10. Februar in Wien aufgeführt werden.

Jean Silbert, der Berliner Komponist, hat eine Operette vollendet „Jung muß man sein“ (Text von Leo Leipziger und Erich Urban), die am 1. August ihre Uraufführung am Tivoli-Theater in Bremen erlebt.

Der Bau der tierärztlichen Hochschule in Leipzig soll dem Geh. Hofrat Reichelmeier übertragen werden. Wie der Dresdner Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau“ erfahren haben will, handelt es sich hierbei um eine Entscheidung dafür, daß Reichelmeier den Ruf als Stadtbaurat nach Danzover nicht angenommen hat.

Dr. A. Dettler in Bielefeld hat ein Mikrobiologisches Institut begründet, das sich die Aufgabe stellt, die Naturwissenschaften, insbesondere die biologischen Wissenschaften, in Schule und Haus zu fördern. Zur Erreichung dieses Zieles sollen im Institut selbst Einführungs- und Fortbildungskurse in Mikrotechnik, Mikrophotographie und Mikrophotographie unter der Leitung eines wissenschaftlichen Fachmannes abgehalten werden; die Kurse haben meist die Dauer von zwei Wochen und sollen gewöhnlich in die Ferien. Naturfreunden kann auch gestattet werden, zu anderen Zeiten im Institut zu arbeiten. Mit dem Institut ist eine Verleihanstalt für mikroskopische Präparate und Mikrodiapositive verbunden. Fachlehrer für Naturwissenschaften können zur Förderung der Anschaulichkeit im Unterricht gute, wissenschaftlich einwandfreie mikroskopische Präparate (später auch Diapositive) gegen Erstattung der Portoauslagen leihweise erhalten. Das Institut verfügt bereits über einen Bestand von mehr als tausend Präparaten.

Führung, nicht entziehen. Der Präsident der National City Bank of New York, Ba n d e r l i n, fordert seine Landsleute dazu in einer Schrift besonders auf. Also auch in Amerika versagt der wirtschaftliche Unternehmer in der Politik, wenn auch das allgemeine politische Interesse und damit auch die Urteilskraft besser entwickelt ist, als bei uns.

Die amerikanische Ernte gilt als ausgezeichnet. Der Saatstand ist auch bei uns nicht unangenehm, wenigstens entsprechend der Witterung Unkraut und Schädlinge ihr Werk getan haben. Wenn das Wetter aber sonnig und gut anhält, dann werden auch für die Weinberge Blüte und Reife so gefördert, daß sie über die Zeit des Angriffs hinauskommen. Der Stand der Weinberge ist im allgemeinen befriedigend.

Die Nachrichten über die Bildung eines Meßing-Syndikats entsprangen wohl einem natürlichen Wunsche, aber nicht mehr. Eine Entwicklung der Wirtschaftlichen Vereinigung deutscher Meßingwerke zu Köln zu einer internationalen Konvention ist nicht zu verzeichnen. Das Geschäft des Warenmarktes im ganzen liegt ja weiter darnieder.

Die überseeische Auswanderung hat einen merkwürdigen Rückgang zu verzeichnen. Die Gründe dafür sind vor allem in der Wirtschaftslage Amerikas zu suchen, wo die Ausflüchten der Industrie auf Besserung für die nächste Zeit recht schwach sind.

Eine bitterböse Nachricht trifft in letzter Stunde vom heimischen Arbeitsmarkt ein: die Aussperrung von dreißigtausend Zuschauern der Lausitz. Der Ausgangspunkt dieser Massenaußsperrung in einem Gewerbe, das schon seit längerer Zeit keinen erfreulichen Anblick gewährt, liegt in einem Streit der Arbeiter in Forst. Die Arbeitgeber sind ja heute für den Kriegsfall eines Streikes ebenso organisiert wie die Arbeiter. In diesem Falle stehen die großen Arbeitgeberorganisationen dahinter. Dementsprechend wird scharf gehandelt und man hält sich nicht bei halben Maßnahmen auf. Daß es sich dabei um eminent öffentliche Interessen und Fragen handelt, kann aber ernsthaft nicht mehr bestritten werden. Die Arbeitgeber verbitten sich allerdings jede Einmischung Dritter in ihr „Hausrecht“. Das geht aber nicht mehr lange, dann wird sich einmal das Fehlen eines staatlichen, unparteiischen, erfahrenen und eingearbeiteten Einigungsamtes an einem folgenschweren Falle rächen zum Schaden beider Parteien und zum Schaden der nationalen Wirtschaft. (Unser Mitarbeiter geht hier entschieden von der irrigen Ansicht aus, die Arbeitgeber seien mit ihrer Gegenwehr nicht im guten Recht. Red.)

Koloniale Gesellschaften.

* Vom Hamburger Markt für Kolonialwerte berichtet das Deutsche Kolonialkontor G. m. b. H. aus Hamburg, 10. Juli: Diamant-Werte waren in der Berichtswöchle leicht abgeschwächt, so besonders Pomona und die Anteile der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika. Die Werte der Diavi-Minen und Eisenbahn-Gesellschaft wurden infolge des nunmehr bekannt gewordenen definitiven Abchlusses und des abermals recht günstigen Quartals-Ausweises trotz der allgemeinen schwächeren Börsen-Tendenzen zu leicht erhöhten Preisen gefragt. Von Pflanzungs-Werten sind Kamerun-Kautschuk-Aktien niedriger offeriert und Bremer Kol.-Hand.-Ges. vorm. H. Dloff u. Co.-Aktien bleiben weiterhin angeboten, da man einen recht ungünstigen Geschäftsabchluß erwartet. Auf dem Ostafrikaner-Markt bleiben Sisal-Werte weiterhin angeboten, so besonders die Anteile der Deutschen Agaven-Ges. und Ostafrikanische Pflanzungs-Aktien. — Von Südpazifischen Werten bleiben Phosphat-Werte gefragt, Neu-Guinea-Anteile

bröckelten im Kurse ab; Deutsche Samoa-Anteile infolge der beabsichtigten Zusammenlegung und Zuzahlung billiger offeriert. — Sloman-Salpeter-Aktien auf Realisierungen stärker rückgängig.

Landwirtschaft.

Reiche Obsternte.

XX Aus der Rheinpfalz, 10. Juli. Die Kirschenernte geht in den meisten Gebieten der Rheinpfalz dem Ende entgegen. Seit einer langen Reihe von Jahren war der Ertrag nicht so reichlich, wie gerade diesmal. Die Preise sind bei dem starken Angebot entsprechend zurückgegangen. Eine Einbuße erleidet der Markt in seiner Reichhaltigkeit keineswegs, wenn die Kirschenernte von der Pfalzfläche verschwindet, denn schon kommen die Pfirsiche in großen Mengen zum Verkauf. Auch bei dieser Obstsorte muß festgestellt werden, daß selten die Bäume so voll von diesen wohlgeschmeckenden Früchten waren.

Marktberichte.

XX Marzen, 10. Juli. Infolge der anhaltenden Regenfälle war der Zutrieb zum hiesigen Viehmarkt kein allzu großer. Immerhin konnten etwa 1400 Tiere gezüchtet werden. Der Handel war durchweg lebhaft. Die Preise waren fest. Bezahlt wurden für Schlachtvieh im Zentner Schlachtgewicht: fette gemästete Ochsen 88—90 M., fleischige weniger gemästete 87—88 M., geringere 75—77 M., fette gemästete Kühe 80—82 M., fleischige weniger gemästete 70 bis 73 M., geringere 65—67 M., fette Schweine 60—62 M., fleischige 54—56 M. Ferner kostete das Paar erllaffige Gelpaunochsen 1000—1200 M., geringere 800—950 M., das Stück Fährkühe 400—500 M., frischmelende Kühe mit Kalb 450—520 M., desgleichen ohne Kalb 350—420 M., das Paar 6—8 Wochen alte Ferkel 38—48 M., 10—12 Wochen alte 60 bis 72 M., ältere Schweine 140 M.

Telegraphische Kursberichte.

Paris.	Wl. Kurs.	Wt. Kurs.
3proz. Rente	82.90	83.02
3proz. Italiener	95.20	95.10
4proz. Russen kon. I u. II	87.80	87.50
4proz. Spanier	87.90	87.80
4proz. Türken (unif.)	81.—	81.20
Türkische Lose	195.50	195.50
Metropolitain	498.—	495.—
Banque Ottomane	548.—	553.—
Rio Tinto	1722.—	1729.—
Chartered	21.—	21.—
Debeers	414.—	415.—
Goldfrank	43.—	44.—
Goldfields	56.—	56.—
Randmines	153.—	153.—

Schluss besser.

Berlin, 11. Juli, 3 Uhr nachm. Nachbörse. Kreditaktien 186.25. Handelsbank 148.— Deutsche Bank 233.— Diskonto-Kommandit 182.— Dresdener Bank 146.25. Staatsbahn 143.75. Canada 191.87. Bochumer 219.75. Laurahütte 143.50. Weisenkirchen 178.87. Sarpener 175.—

Berlin, 11. Juli. In der matten Tendenz ist auch heute trotz festem Wien keine Besserung erfolgt. Montanwerte konnten sich von ihren Kursrückgängen nicht erholen. Ebenso verharren Banken auf ihrem letzten Stand; nur

Creditaktien im Einklang mit höheren Wiener Notierungen um ein Prozent gebessert.

Von Schiffsbauaktien sind Pfund schwach; Oanfa etwas erhöht. Elektrische Werte unverändert. Canada auf die Klauheit in New-York anfangs 1 1/2 Prozent niedriger, später wieder anziehend. Orientbahn gewannen einen Teil des gestrigen Kursverlustes zurück.

Bei Schluss neigte die Gesamtbildung zur Beseitigung, doch kam die bessere Tendenz wegen des sehr stillen Geschäftes in den Kursen wenig zum Ausdruck. Privatdiskont unverändert 2 Prozent.

Auskunftsstelle für Reise und Verkehr.

Griechens Reiseleiter, Band 92: Bad Nauheim, 3. Auflage. Mit 3 Karten. Preis M. 1.—. Verlag von Albert Goldschmidt, Berlin W. 35. Die gänzlich umgearbeitete und erweiterte neue Auflage trägt allen stattgefundenen Veränderungen Rechnung; alle Angaben über Wohnungen, Kur-, Bäder- und Verkehrsverhältnisse, über Vergünstigungen und Ausflüge sind gewissenhaft nachgeprüft und in erschöpfender Weise vervollständigt worden, so daß das Büchlein durchaus auf der Höhe ist. Zur leichteren Orientierung im Orte selbst dient der neue Plan des Bades.

Druck und Verlag: Wiesbadener Verlagsanstalt G. m. b. H. (Direktion: Seb. Liedner) in Wiesbaden. Chefredakteur: i. V. B. E. Eisenberger. — Verantwortlich für Politik: i. V. B. Hans Schneider; für Revue und Volkswirtschaftlichen Teil: B. E. Eisenberger; für den literarischen redaktionellen Teil: Carl Diebel; für den Anzeigen-Teil: W. H. Schubert. Sämtlich in Wiesbaden.

Es wird gebeten, Briefe nur an die Redaktion, nicht an die Redakteure persönlich zu richten.

Bergtouren verursachen oft infolge Ueberanstrengung große Muskelschmerzen. Kephaldol-Tabletten lindern sie in kürzester Zeit. H. 159

Wir bitten

uns über jede Unregelmäßigkeit in der Zustellung unserer Zeitung sofort zu benachrichtigen.

Wir wollen

daß unsere Leser die

Wiesbadener Zeitung

Rheinischer Kurier

pünktlich

erhalten. Unsere Trägerinnen sollen überall, wo es nicht anders gewünscht wird, die Zeitung

in die Stockwerke bringen.

Deutsche Bank

Wilhelmstrasse 22, Ecke Friedrichstrasse
Eigenes Gebäude.

Ausführung aller bankmässigen Geschäfte.

Stahlkammer — 2000 Schrankfächer.

87/7

Marcus Berlé & Cie.

WIESBADEN Bankhaus Wilhelmstr. 38

Gegründet 1829. — Telefon Nr. 26 u. 6518.

Ausführung aller in das Bankfach einschlag. Geschäfte

insbesondere

- Aufbewahrung u. Verwaltung von Wertpapieren.
- Verwahrung versiegelter Kisten und Pakete mit Wertgegenständen.
- Vermietung feuer- u. diebesicherer Schrankfächer in besonders dafür erbaut. Gewölbe.
- Verzinsung von Bareinlagen in laufd. Rechnung (Giro-Verkehr).
- Diskontierung und Ankauf von Wechseln.
- An- u. Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Noten und Geldsorten.
- Vorschüsse und Kredite in laufender Rechnung.
- Lombardierung börsengängiger Effekten.
- Kreditbriefe, Auszahlungen und Cheks auf das In- und Ausland.

Einlösung von Kupons vor Verfall.

Annahme von Zeichnungen auf Neu-Emission.

4063

Koffer, Handkoffer, Reisetaschen

gewähre in den Monaten Juli und August

10% Rabatt.

Günstige Gelegenheit, gute solide Sattlerarbeit billig zu erstehen.

Telephon 4720. **Franz Alff** Ecke der Kolonnade. Reparaturen gut und billig. 1487

Verein für Hausbeamten. Drantenstr. 23, 2. empf. Erzieherinnen, Hausdamen, Hausb. Stützen, Kinderfr. Kinderärztn., Pfleger u. Jungfrauen. Sprechzeit nur Montags. Mittw. 8—5, Donn. 11—12 Uhr. 209

Jede Frau + Land gebrauchte in besond. Fällen mein viel empfohlenes Mittel M 3.50 und M 5.50. Viele Anerkennung, auch Versand geg. Nachn. überall hin. Medizin, Drogerie Hch. Bockhaus, Berlin, Schönhauser Allee 134b.

Bauterrain in Darmstadt. Oberfeld preisw. verk. od. abg. Mietenhaus od. Villa zu verkaufen. Off. unt. P. 5402. Baasenstein & Sogler H.-G. Frankfurt a. M. 1171

Eis

liefert in jedem Quantum aus eigenen, mit Quellwasser versehenen Natur-Eiswerken zum billigsten Tagespreise frei Haus

Wilh. Hohmann, Sedanstr. 5. Teleph. 946.

J. CHR. GLÜCKLICH

Telephon 6656 Wiesbaden Wilhelmstrasse 56 Immobilien, Hypotheken, Finanzierungen, Vermietungen, kostenloser Wohnungsnachweis. 82,3

Auto-Vermietungen.

Drudenstrasse 6 H. Heuser Telephon 4050

Vermietung von Luxus-Autos

für einzelne Fahrten für Tage, Wochen u. Monate.

Auto-Taxameter-Betrieb.

949

Gesundheitspflege.

Die Wirkung des Sonntags auf die Leistungsfähigkeit.

Die Beobachtung eines wöchentlichen Ruhetags ist im Gebiet der arischen Kultur für so wichtig erachtet worden, daß sie zu einem religiösen Gebot geworden ist. In der Tat kann man es sich gar nicht vorstellen, daß ein Volk ganz ohne wöchentlichen Ruhetag auskommen könnte, wie es doch bei den 400 Millionen Chinesen der Fall ist, die weder Sonntage noch Feiertage kennen, mit einziger Ausnahme des Neujahrstages, auf das sie freilich ungefähr zwei Wochen verwenden. Diese Tatsache allein würde zu dem Schluß führen, daß die Chinesen aus einem ganz anderen Holz geschnitten sein müssen, als die Europäer oder gar die Orientalen. Wer bei uns den Vorschlag machen würde, den Sonntag abzuschaffen, würde als ein ärgerer Revolutionär angesehen werden, als der derbste politische Umstürzler.

Immerhin wäre es recht interessant, zu erfahren, welche Folgen für die Gesundheit daraus wahrscheinlich entstehen würden. Nach der gefühlsmäßigen Erfahrung lassen sie sich schwer abschätzen, weil sich dabei zwei Tatsachen gegenüberstellen. Einerseits wirkt der wöchentliche Ruhetag ohne Zweifel zur Erholung von Körper und Geist, und es gibt wenige Menschen, die sich nicht schon im Voraus auf ihn freuen wie ein Schulkind auf die Ferien. Andererseits macht sich danach eine gewisse Unlust zur Arbeit bemerkbar, die in dem Begriff des blauen Montags eine Ausprägung erfahren hat. Die Unterbrechung der Arbeitsgewohnheit bringt also auch eine gewisse Beeinträchtigung der Frische mit sich. Der Wert des Ruhetages muß nun freilich davon abhängig sein, wie er verbracht wird, ob er mit bloßer Faulenzerei oder mit einer gesunden Betätigung in frischer Luft oder anderen nützlichen und weniger anstrengenden Beschäftigungen, zu denen man während der Woche keine Zeit findet. Bei einer genaueren Ueberlegung aber gelangt man überhaupt zu der Frage, ob es notwendig, hinreichend oder im Gegenteil nicht genügend ist, gerade nach je sechs Tagen einen Tag zu ruhen, und ob diese Regel in gleicher Weise für die verschiedenen Altersstufen und Berufsarten maßgebend sein kann. Der Feind der Leistungsfähigkeit ist die Ermüdung, und da ihre Erforschung in den letzten Jahren durch den Nachweis und die eingehende Untersuchung von sogenannten Ermüdungsgiften große Fortschritte gemacht hat, darf man hoffen, daß auch der Nutzen des wöchentlichen Ruhetages zur Steigerung der Leistungsfähigkeit einer wissenschaftlichen Beurteilung zugänglich gemacht werden kann. Es würde sich im letzten Ende darum handeln, die Verminderung der Ermüdungsgifte nach Sonntagen festzustellen. Das ist nach dem bisherigen Stand der Wissenschaft nicht möglich gewesen. Professor Martin aber hat an dem physiologischen Laboratorium der Harvarduniversität andere Experimente ausgeführt, die zu dem gleichen Ziel zu führen scheinen. Er hat nämlich Mittel gefunden, die Empfindlichkeit des einzelnen Menschen für elektrische Reize, die auf seine Haut ausgeübt werden, zu messen. Da er sich nun davon überzeugt hatte, daß diese Empfindlichkeit mit dem Grad der Ermüdung abnimmt, so konnten solche Messungen zur Ermittlung des Müdigkeitsgrades verwendet werden. Professor Martin hat auf dieser Grundlage eine lange Reihe von Experimenten an Hochschülern im ersten Studienjahr angestellt, die so ausgewählt waren, daß ihre Gesundheit als durchaus normal angenommen werden konnte. Sie verrichteten in den sechs Wochentagen ungefähr die gleiche Summe von Arbeit. Sie blieben zwar auch am Sonntag nicht untätig, verbrachten ihn aber nie mit ähnlicher Arbeit wie die Wochentage. Die mehrere Wochen lang vorgenommenen Messungen zeigten, daß die Reizbarkeit am Anfang der Woche hoch war und gegen das Ende der Woche ziemlich gleichmäßig abnahm, um dann nach der Einschaltung des Sonntags wieder auf die ursprüngliche Höhe zurückzuschnellen. Die Abnahme der Reizbarkeit wird der

Anhäufung von Ermüdungsgiften zugeschrieben. Eine Fortsetzung dieser Untersuchungen könnte vielleicht dazu führen, die beste Arbeitsverteilung für einzelne Personen wissenschaftlich festzustellen. Dr. T.

Der Heilwert der Arbeit.

Es wäre ein Gemeinplatz, darüber zu sprechen, daß die Arbeit im täglichen Leben in unzähligen Fällen das beste Mittel gegen Zustände der Verstimmung, Niedergeschlagenheit, Trauer und Sorge ist. Eine Lage, die eben noch verzweifelt erscheint, zeigt sich in einem besseren Licht, wenn eine Arbeit geleistet worden ist, durch die man sich wenigstens in etwas gefördert fühlt.

Ein Gesichtspunkt aber, der einer besonderen Betrachtung wert ist, zielt auf die Arbeit als eigentliches Heilmittel bei gewissen Krankheiten. Wie in dieser Hinsicht bei der Behandlung von Kranken in Heilstätten und Kuranstalten zu verfahren ist, darüber gehen die Ansichten weit auseinander. Manche Ärzte wollen dem Kranken, auch wenn er an ein großes Maß von Arbeit im Beruf gewöhnt worden ist, völlige Ruhe auferlegen. Andere wieder halten es für zweckmäßiger, ihm einige Beschäftigung zu gestatten, damit der Gegensatz nicht zu groß wird und dadurch noch mehr zur Störung des Gleichgewichts beiträgt. In einem ganz besonderen Maße stellt sich Dr. Gorrit auf die Seite der zweiten Gruppe seiner Kollegen, nämlich in der Behandlung von Geisteskranken. Wie er in der Zeitschrift „Semana Medica“ schreibt, hat er in einer Anzahl vorzüglicher Erfahrungen mit einer vorsichtig bemessenen, aber planmäßigen Zuteilung von Arbeit an die Geisteskranken gemacht. Selbstverständlich muß der Kranke vorher genau untersucht werden, ob er nicht eine Gefahr für die Arbeitsgenossen mit sich bringt. In diesem Falle wird er unter ständiger Beobachtung gehalten, bis vielleicht eine Besserung und auch eine Arbeitsfähigkeit ermöglicht wird. Alsdann wird er entsprechend seinem früheren Beruf beschäftigt oder, falls dadurch kein Anhalt gegeben wird, einer Betätigung im Freien zugeführt. Besonders sollen sich alle Gartenarbeiten und die Pflege von Haustieren eignen. Dem Arzt liefert die Ueberwachung der Kranken bei der Arbeit wertvolle Aufklärungen über den Zustand und die etwa gemachten Fortschritte. Die Zahl der Arbeitsstunden muß jedem einzelnen Falle angepaßt werden, soll aber niemals sieben am Tage überschreiten.

Die Erfolge sollen ganz vortrefflich gewesen sein. Die Aufregbarkeit ließ nach, der Schlaf besserte sich nach Art und Dauer, und auch mancher chronische Fall von Geisteskrankheit konnte geheilt werden. —en.

Regeln für Badelustige.

1. Lege den Weg zur Badeanstalt in mäßigem Tempo zurück.
 2. Bei der Ankunft am Wasser beachte Strömung und Terrainverhältnisse.
 3. Entleide dich langsam, gehe dann sofort ins Wasser.
 4. Springe mit dem Kopf voran ins Wasser oder lauche wenigstens schnell ganz unter.
 5. Bleibe nicht zu lange im Wasser, zumal, wenn du nicht sehr kräftig bist.
 6. Kleide dich nach dem Baden schnell wieder an.
- Unterlass das Baden: 1. bei heftigen Gemütsbewegungen, 2. nach durchwachten Nächten, 3. bei Unwohlsein, 4. nach Mahlzeiten und besonders 5. nach dem Genuß geistiger Getränke.

— Bädungen des ganzen Körpers. Es ist keineswegs gleichgültig, wie man die Abwäsungen des Körpers handhabt; auch sie müssen rationell ausgeführt werden. Nicht

jeder Mensch kann nach derselben Weise behandelt werden; der eine ist zarter von Natur und muß in Rücksicht darauf vorsichtiger sein; der andere ist kräftiger, heißblütiger, kann deshalb seinem Körper mehr bieten, weil sich bei ihm die verbrauchte Wärme schneller wieder ersetzt. Aus diesem Grunde müssen entkräftete, blutarme Personen bei Abwäsungen das kalte Wasser etwas anwärmen, sodaß es auf 20 bis 25 Grad Reaumur gebracht wird, bei einer Zimmertemperatur von 15 Grad R. Ein kräftiger Mensch dagegen erträgt sehr gut eine Abwaschung von 15 bis 18 Grad R. und fühlt sich dadurch erfrischt. Wollen wir Abwäsungen mit gutem Erfolge unserem Körper angedeihen lassen, so dürfen wir nicht bei den Bädungen stehen bleiben, sondern auch zu Abreibungen nach denselben übergehen, da durch das Reiben unserm Körper angedeihen, die Haut eine angenehme Anregung zu neuer Tätigkeit empfängt und das belebende Gefühl von Wärme durch Zuführung von Blut auf die Haut sich dann über den ganzen Körper ergießt. Nimmt man selbst ohne andere Hilfe die Abwaschung vor, so ist es gut, mit dem Waschen des Kopfes zu beginnen, nachdem man sich bis zu den Hüften entkleidet hat; dann folgen der Hals, die Brust, der Rücken und die Arme. Zum Waschen des Rückens bedient man sich eines langen, groben Handtuchs, das man an beiden Enden faltet, nachdem es ganz und gar eingetaucht worden ist, und mit gestreckten Armen über den Kopf hinweg auf den Rücken schlägt, auf dem man es mit beiden Händen schnell hin und her zieht, indem man den ganzen Rücken kreuz und quer, auf und nieder in Anspruch nimmt. Das Abtrocknen spielt noch eine wichtigere Rolle beim Bädungsprozeß als das Abwaschen selbst. Man bediene sich eines groben Frotteerhandtuchs, das ebenso wie das Abwaschtuch den Rücken kreuz und quer bearbeitet und alle Glieder trocken reibt, bis sie gerötet sind und bis ein Gefühl von angenehmem Brennen erzeugt wird. Ist der Oberkörper gewaschen, so ist es ratsam, ihn leicht zu bekleiden, ehe man an die Waschung des unteren Teiles des Körpers geht. Die nackten Füße stelle man auf eine Decke.

— Gegen Sommersprossen sollte man alle Parforceuren unterlassen, die oft angepriesen werden, auch die Quecksilber- oder Sublimatbäder, die natürlich nur auf ärztliches Rezept verabfolgt werden. Vor Geheimmitteln ist dringend zu warnen. Gegen unkeusidige Hausmittel, zum Beispiel die Benutzung von Gurken- oder Petersilienwasser, ist nichts zu sagen, und die Erfolge lehren, daß, wenn die Pfade auch nicht verschwinden, doch ihnen etwas vorgebeugt wird, was übrigens auch durch Bädungen mit Benzoeölwasser geschieht. Dazu gibt man in Wasser etwas Benzoeöl, bis das Wasser leicht milchig gefärbt wird, wäscht das Antlitz damit und spült nachher mit klarem Wasser nach. Daß ein sogenanntes „Rubbelschmand“ von Kräuselkaffee oder Gerstenkaffee das Gesicht besser frostet als ein dünnes Sandtuch gewöhnlicher Art, ist bekannt. Wer in der See badet, während die Sonne scheint, soll sein Gesicht durch einen Hut schützen und es vermeiden, daß es mit dem Seewasser in Berührung kommt. Niemals soll man das Gesicht waschen, wenn es heiß ist, also mit der abendlichen Bäder warten, bis man sich abgekühlt hat. Auf der Reise, nach der Fahrt im heißen Abteil, darf überhaupt kein Wasser zur Anwendung kommen. Man verlorat sich zur Reise mit etwas weißem Seidenpapier und reibt damit Schweiß und Staub vom Antlitz, wiederholt dieses Verfahren auch, ehe man nach beendeter Fahrt zu frischem Wasser seine Zuflucht nimmt.

— Wespentische können lebensgefährlich werden, wenn solche im Hause während des Schludens von Getränken und Früchten beigebracht werden. Folgendes Mittel bringt, sofort angewandt, rasche Erleichterung: Sobald man spürt, daß man im Munde oder Hals gefangen worden ist, nehme man einen Teelöffel voll Kochsalz mit etwas Wasser angesetzt und verschlucke es langsam. Geschwulst und Schmerzen verschwinden hierbei in kürzester Zeit.

Um eine möglichst vollständige Räumung meiner Modewaren in Konfektion und Stoffen zu erzielen, habe ich bis zur Beendigung des Saison-Ausverkaufs, der 14. Juli schliesst, die Preise nochmals erheblich herabgesetzt. Insbesondere verweise ich auf folgende in übersichtlicher Weise ausgesetzte Serien:

Jackenkleider	Tailenkleider	Blusen	Morgenkleider
Mk. 35.— 50.— 65.—	Mk. 45.— 65.— 95.—	Mk. 5.— 10.— 20.—	Mk. 5.— 10.— 15.—
Waschstoffe	Kostümstoffe	Seidenstoffe	
Mk. 0.95 bis 1 ⁷⁵	130/150 breit, Mk. 3 ⁵⁰ bis 5 ⁵⁰	Mk. 2 ⁹⁰ bis 8 ⁵⁰	

J. HERTZ

Langgasse 20.

Literarische Rundschau.

Nicarba Duchs Epos vom Dreißigjährigen Kriege
von Dr. Eilfriede Göttsch

„Darstellung“, das ist die Benennung, welche die Künstlerin selbst für ihr letztes Werk gewählt hat. Sie ist in hohem Grad charakteristisch, bezeichnend für das, was seit langem erstrebt, was hier erreicht ist. „Der große Kriege in Deutschland“, so weitestgehend er sich von dem früheren Epos Nicarda Duchs zu entfernen scheint, bildet gleichwohl das konsequente Schlußglied einer Entwicklungskette.

Wie jedes große Epos der Weltliteratur — und mehr als jedes solche, da keinem Gedichte in diesem strengen Sinne zugrunde liegt — hat die letzte Schöpfung Nicarda Duchs alle ihre Kräfte in sich hineingeworfen, sich von jeder Beziehung zu ihrem Schöpfer gelöst. Das Epos allein ist maßgebend. Die Dichterin beobachtet ihm gegenüber eine Enthaltsamkeit obgleich. Es wird so wenig irgend etwas Wesentliches daraus ausgesprochen, als ihm eine neue Tugend einverleibt. Denn die epischen Schilderungen der Zustände, die jeweils zwischen die großen historischen Begebenheiten eingeschoben sind und den Geist der Zeit näher charakterisieren sollen, sind so sehr im Geiste dieser Zeit erfunden und ordnen sich übrigens dem geschichtlichen Rahmen so bedingungslos ein, daß man sie keineswegs als willkürliche Beisätze empfindet; es spricht auch hier, wie bei Keller, eine im besten Sinn „exakte Phantasie“.

Daher ferner von jeder Stellungnahme abgesehen wird, darf bei Nicarda Duchs nicht in Ertümmen leben; gleichwohl ist es hier in einem Maße der Fall, das sogar für sie noch eine Steigerung bedeutet: die an dem Erklärungsversuch ins Auge fallende Gerechtigkeit der beiden sich bekämpfenden Strömungen, der konservativen und der fortschrittlichen, gegenüber ist hier auf ihre letzte Möglichkeit gebracht. Ohne Liebe und Dank, ohne Billigung und Mißbilligung, von einer unendlich hohen Barre aus sind die brennenden Fragen der Zeit, die doch zum großen Teile noch solche der unruhigen Jugend, die religiösen, die nationalen, die ethischen vor uns aufgerollt, sind Licht und Schatten auf die Vertreter aller Parteien verteilt. Bezeichnend dafür ist unter vielen anderen, daß dem im allgemeinen so sympathisch gehaltenen Charakter des Landarzenats Moritz von Hesse gleichwohl der vervollständigende Zug der archaischen Einrichtung des jungen Eckardsburg nicht vorzuziehen, daß auch er in seinem Uebertreibe vom Luthertum zum Calvinismus, selbst nicht über das Niveau seiner Zeit erhoben ist. Daß, wie ihre typischen Menschen, so auch das eine von Nicarda Duchs typischen Motiven, die feste Sammlung der Dandylung um das Problem der Liebe, mit den Geschichtswerken überhaupt in einem größeren Kreise sich verliert, daß es hier so auf wie vollständig verschwindet, das bedarf kaum einer Erwähnung. In dieser Beziehung gilt das bei Gelegenheit von Gottfried Keller ausgesprochene Wort, mit dem sie ihre eigene frühere Art zu rezensieren scheint: „Im modernen Leben wie in der modernen Kunst ist der Liebe unviel Platz eingeräumt, und es gehört das zu den bedeutendsten Ursachen und Kennzeichen der Kränklichkeit und Schwäche unserer Zeit“.

Die großen Persönlichkeiten der Zeit werden so selbstverständlich ruhig auf den Plan geführt wie die kleinen, erhalten die mehr oder minder starke Akzentuierung, die ihnen im ganzen der Weltgeschichte zukommt, und verschwinden wieder, ohne daß der Blick der Erzählung deswegen einen Augenblick ins Stottern geriet, der vielmehr über ihren Untergang hin unauffällig weiter strömt. Die furchtbare Komik der Szene am Schluß des ersten Bandes, wo die Massenbewehrung des böhmischen Adels geschildert ist, die der hübsche und charakteristische Denker als Parabel zum Beweis seiner Leistungsfähigkeit betrachtet, wirkt — eine Steigerung der Leidenschaft im Garibaldi — als ein überwältigendes Symbol für die völlige Mätiheit des Einzelnen. Und so wenig wie um den einzelnen Menschen gruppiert sich die Darstellung, sich selbst belächelnd, um die einzelne Begebenheit, das einzelne Problem. Eine ganze Kulturwelt, sämtliche Staaten des damaligen Europa, das ist der Feld dieses Werkes. Ihre Beziehungen zueinander und die daraus resultierenden, der Weltgeschichte angehörenden Begebenheiten, das ist seine Dandylung. Wozu sich fündig viele Wissenschaften bereits geteilt haben: rein Historisches, Kulturgeschichtliches, Religiöses, Diplomatisches, Politisches, Biographisches, was zudem in den kleinsten Teilen der poetischen Darstellung in verschiedener Form bereits als Stoff genügt hat, genügen mußte, das wird hier aufammengefaßt, aufeinandergefaßt, die freigeordneten Elemente wieder zum Organismus vereinigt.

Dieser Stoff übertrifft nicht nur an Umfang, sondern auch an dichterischer Schärfe alle bisher behandelte. Die Traut der Trümpfhaas mit ihrem Glend, ihren Morden und Selbstmorden, obwohl der Art nach dem großen Kriege sehr nahe stehend, wirkt klein gegenüber diesem ganzen Menschenmatten gleichgültig hinweggehenden, alle Grenzen des Krieger, des Abenteurers, der Zerrissenheit und der schrankenlosen Verwilderung einmal entfehlenden Schicksal. An das Nibelungenlied erinnert uns diese alles umwonnende, alles erdrückende Tragik, die lähmende Trostlosigkeit, die aus dem bewegten Spiel des Ganzen schwerer und schwerer emporschwebt, bis sie zuletzt in dem furchtbaren symbolischen Schlußbilde des zweiten Bandes — der Erscheinung des „Anstufelien“, dessen jahrtausendalte Augen den Seilband der Welt am Kreuze zerschneiden hatten, und den ein Geruch der Verwesung über Wälder und Meere an diesen Ort gezogen hatte — alles übertrifft. Die Tragödie Wallenstein, die Tragödie Gustav Adolf bilden in diesem Werk nur eine Episode neben unzähligen anderen. Sein Held ist die gesamte Welt der Individuation, und beziehungslos gegenüber dem Absoluten, wie sie erscheint, durch sich selbst in keiner Weise gerechtfertigt, ist ihr einziges stichhaltiges ideales Ergebnis die Erkenntnis ihres Nichtseins.

Wilhelm Spenner. Das künftige Hans Verfurth. Roman. Verlag Albert Knaack, München.
Wilhelm Spenners Romanhandlung hat den Mord innerhalb einer verurteilten Familienfamilie zum Gegenstand: eine ungeheuerliche Tat, der aber die Kraft innewohnt, die Glieder dieses Hauses aus allem Verkommen des Wohlstandes und des Wohlstandes zu lösen, und sie, als Einzelne, vor ihr gefordertes Schicksal und vor ihre geforderte Verantwortung zu führen. In einer Periode des Uebergangs, die, mit anderen Gemeinschaften, auch die Gemeinschaft der Familie in Frage stellt, darf Spenners Problem zeitgemäß heißen. Aber sein Werk ist weit davon entfernt, im heute üblichen Sinne revolutionär zu sein, und eher hat es etwas von dem unvollständigen Geist jenes frühen Christentums, das den ganz sozial gebundenen Menschen der alten Welt zuerst mit sich und seinem Gewissen isolierte. Dieser Gehalt nun erscheint, man darf wohl sagen ohne jeden Rest, künstlerisch gemeinert. Dem Verfasser sind die Fähigkeiten zum Epiker großen Stils gegeben. Seine Konstruktion hat Macht und Klarheit, seine Psychologie, auch wo sie fähige Wege geht, hält sich fern von den Gefahren der Attraktion. Bemerkenswert ist seine Technik: die Begebenheiten dieses umfangreichen Romanes sind, vom Einführungskapitel abgesehen, auf einen Zeitraum von zweimal vierundzwanzig Stunden zusammengeordnet.

Strobl von Havelbera. Gestalten aus der Konzeßzeit. Herausgegeben von Edith Gräfin Salburg. Verlag von P. Ullrichs Nachf., Leipzig. Preis M. 2.—, eleg. geb. M. 4.—.

Das Jubiläumswort des Wiener Konzeßes, in dem nicht nur dieser selbst, sondern auch das Wien und die Wiener von 1814/15 in reissvollster Wirklichkeit wiederaufleben, wird allseitig Interesse bezeugen. Schon die einleitende Novelle „Alt- und Neu-Wien“ der Gräfin Salburg bringt Treffliches an poetischer Gestaltungskraft und kulturhistorischer „Einfühlung“. Aber auch Stücke wie „Mach und Wollungen“ und „Stüben des Thrones“ müssen jeden Freund historisch-dichterischer Kleinmalerei fesseln. Die lernen wir da die „Zeitgrößen“ kennen! Nicht nur ihre Arbeit, auch ihre „Verfreuungen“ werden uns offenbar; lebhaft leben wir sie vor uns, ja wir schauen sie gründlicher, richtiger, als es das Wien von 1814/15 tat! Und neben den Dandylen, neben einem zweiten, einem Tallegrand, einem Gens bezeugen wir verehrten und verehrten Frauen, deren Geist deren Schönheit eine ganze Welt kennt, bewundert, anbetet: Nabel, die Gräfin Kornhagen von Enke, Karoline Winkler, die Personin Wilhelmine von Sagan, deren Schwester Dolly... Und dann flattern die Wollungen Alt-Wiens heran, foraglos-ästhetische Lächeln erblühen aus dem Munde des „lieben Nabels“ aus dem Volk, dem Fürstenaust ein kurzen Märchentraum beliebt.

Zeitschriftenchau.

Das Jubiläum der Münchner Kunstzeitschrift „Die Kunst“ (H. Brudmann A.-G. München) ist womöglich von noch größerer Reichhaltigkeit und Vielfältigkeit, als wir von dieser trefflich geleiteten Zeitschrift im allgemeinen gewohnt sind, und Malerei, Plastik, Graphik, Architektur, Theater- und Innenkunst sowie Kleinkunst wechseln in interessanter und bunter Folge. Als reich illustrierte Beiträge nennen wir die Aufsätze über den besonders als hervorragenden Porträtisten bekannten Rufen S. A. Thieroff, über Wiener Frühjahrsausstellungen (Sachse) und Künstlerhaus, sowie über das Hans Kallermann-Jordan in München von Architekt Ernst Richter in Stuttgart. Einen Ueberblick über die Ergebnisse der Verdringung des Theaters durch die bildende Kunst gibt der Bericht über die Züricher Theaterkunst-Ausstellung. Daneben finden wir Aufsätze über zwei Grabhügel, die beide der großen Menge der Kunstfreunde so gut wie unbekannt sind: es sind dies Zion L. Wenban, der, ohne Anerkennung für sein künstlerisches Schaffen gefunden zu haben, zu Ende des vorigen Jahrhunderts gestorben ist und Guido Stella, ein phantastischer Künstler der Münchner Schule. Verfreuungen über Ludwig Vierhalsers Kleinbronzen und Plastiken, über Malereien von M. Goossens und Johanna Winkler, genealogische Gläser von Wolfgang und Gertrude von Berlin, sowie Metallarbeiten von Adolf Sonnenstein in Dresden bilden den Schluß des Festes.

Fische, die ertrinken können. Es mag wunderbar klingen, daß es Fische geben soll, die ertrinken können, und doch ist dies naturwissenschaftlich erwiesen. Es handelt sich dabei um die Familie der Anabantidae, deren schönste Vertreter zweifelslos die Makropoden sind, die auch bei uns häufig die Aquarien zieren. Werden nun diese Fische durch irgend einen Umstand, vielleicht durch Körperverwundung, verbunden, an die Oberfläche des Wassers zu steigen, so müssen sie unweigerlich ertrinken, denn die Kiemen haben ihre Rolle vertauscht. Während sie sonst und bei weitem den meisten Fischen das eigentliche Atmungsorgan sind, hat bei den Anabantiden und den ihnen nahestehenden Fischfamilien das Vorbrinthe (eine Pöhlung oberhalb der Kiemen, die ein Organ in sich birgt, das eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Stebbelabrinthe in der Nase der Säugetiere hat) diese Arbeit übernommen, und die Kiemen sind nur noch nebensächliche Atmungsorgane. Sperrt man einem Makropoden den Weg zum Wasserpfiegel durch ein Drahtnetz, das man ins Aquarium hineinhängt, so ist der Fisch in fünfzehn bis zwanzig Minuten bereits betäubungslos und in vierzig bis fünfzig Minuten buchstäblich ertrunken. Ueber die Anabantidae, die untreitig zu den interessantesten Fischfamilien gehört, berichtet E. Grün in einem reich illustrierten Aufsatz im Jubiläum des Kosmos-Bandweisers (Verlag der Franckh'schen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart).

Nur noch bis 15. Juli:

Saison - Ausverkauf

Während dieser Zeit untersteht mein ganzes Lager in

fertiger Herren- u. Knabenkleidung

einer Preisermässigung von 10-30%

Langgasse
41

Jean Martin

an der
Webergasse

Bei Aufträgen nach Mass 10% Rabatt.

ORIGINAL-AUTOMAT
KONSERVEN-DOSEN
zum Einkochen von Obst und Gemüse!
Niederlage u. zu Fabrikpreisen. Inhalt 1/2 1 1/2 3 kg.
Preis 0.26 0.30 0.35 0.70 Mk.
komplett m. Deckel, Gumming u. Feder. Reservedeckel m. Gumming 0.05 Mk.
Keine Extra-Einkochapparate. Jeder Kochtopf verwendbar.
WILH. HÖCKER, WIESBADEN
Schillerplatz 2.

J. & G. ADRIAN
WIESBADEN
Bahnhofstr. 6. — Telefon 59. —
Möbeltransporte von und nach allen Plätzen.
Umzüge in der Stadt.
Uebersee-Umzüge per Luft ohne Umladung.
Kostenanschläge gratis.

Vorzugliche rote **Ringofensteine** Radialsteine
Taunus-Dampfziegelwerke Hahn i. Taunus.

Für eine neue Amerikanische Erfindung
Vertreter gesucht. Haus-zu-Haus-Vertrieb, überall groß
Anfang findend. Familien kaufen 10-40, Hotels, Cafés um
50-500 Garnit. Ueber 100.000 werden täglich in Amerika ver-
kauft. Durch eine neue Einführungs-Methode sind Wert u. Not-
wendigkeit kostenlos in 1 Minute zu demonstrieren. Muster frei.
Evergrip, Abt. 481, Berlin W 9, Potsdamer Str. 13.

Wie neu wird Jeder mit Bechtel's Salmiak-
Gallseife gewaschen
Stoff jeden Gewebes, vorrätig in
Paketen zu 55 und 30 Pfg. in Drogen
und Seifenhandlungen.

Verband Deutscher Privatgärtner E. V.
(Zit Düsseldorf) Gau V Hessen und Hessen-Nassau.
Stellennachweis, für Herrschaften
kostenlos.
Anfragen erbeten an:
Obergärtner Hermann Galle, Gallenstein, Taunus.



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung. •

Nr. 41.

Wiesbaden, den 12. Juli 1914.

2. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Hellssehen vor der Schlacht“, von Franz Wichmann. — „Seebad, Strand und Düne“, von Dr. med. Wilhelm Teschen. — „Die Salbe der Genitalität“, Novelle von Friedrich Henrich. — „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“, von Dr. W. G. Desterling. — „Hedderheim, eine bedeutende römische Niederlassung in Nassau“, von J. Vöhr. — „Bilderbogen fürs Haus“. — „Lustige Gede“.

Zum Geleite:

Jeder gegenwärtige Augenblick ist stets ein homo novus, ein Emporkömmling, und die Vergangenheit, selbst mit Topf und Beutelperücke und im Hestrod auf den hohen Stöckelschuhen, erscheint merkwürdig als der vornehme Herr und die erlauchte gnädige Dame. Sie tun aber meistens so, als lächten sie darüber, die Leute des Tages, und bewelsen gerade durch ihr Lachen nur die niedrigere Beschaffenheit ihres Standes. W. Raabe.

Hellssehen vor der Schlacht.

Von Franz Wichmann.

„Es ist der Weg des Todes, den wir treten.“ Dumpfes Grauen vor einem geahnten Schicksal klingt aus dem schwerwichtigen Rhythmus dieser Worte des Goetheschen Orest. Aber bei ihm erfüllt sich das Schicksal nicht in der vorgestellten Weise und die düstere Ahnung drohender Gefahren, die die Freunde bei der Annäherung an den Dianatempel auf Tauris beschleicht, erklärt sich psychologisch durchaus natürlich. Ganz anders verhält es sich mit jenem „zweiten Gesicht“, der second sight der durch ihre Sehergabe berühmten Schotten, dessen mystische, noch in jedem Kriege beobachtete Erscheinung durchaus rätselhaft bleibt.

Dass dem Soldaten bei bevorstehender Schlacht der Gedanke an den Tod besonders nahetritt, ist begreiflich. Aber dieser Gedanke pflegt nur unklar und verschwommen die Seele zu erfüllen. Der Selbsterhaltungstrieb schreckt davor zurück, dem finsternen Bilde Klor und scharfe Umrisse zu geben, und wie er stets den Optimismus begünstigt, wird er die meisten mit dem trivialen Wort sich trösten lassen: „Eine jede Kugel trifft ja nicht!“ Auch mit der bloßen Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit, sterben zu müssen, die ernstere, ohnehin pessimistisch veranlagte Naturen vielleicht in solchem Zeitpunkt beschäftigt, hat jenes stets nur bei vereinzelten Individuen beobachtete deutliche und bestimmte Hellssehen, die sichere Voraussehung des nahen Todes, nicht das mindeste zu schaffen.

Hier handelt es sich vielmehr um einen jener rätselhaften seelischen Vorgänge, deren Schauplatz die Schwelle zwischen Diesseits und Jenseits bildet, und die materialistische Wissenschaft reicht mit ihrem Schlagwort „Halluzinationen“ zu deren Erklärung nicht aus. Fast alle solches Voraussehen beweisenden Beispiele betreffen nämlich keineswegs poetisch und schwärmerisch veranlagte Naturen, sondern ganz schlichte und nüchterne, von jeder nervösen

Reizbarkeit freie Personen sowohl aus ungebildetem, wie aus geistig hochstehendem Stande. Höchstens kann es sich also um einen tranceartigen Zustand handeln, der momentan, unter völliger Abwendung von der Außenwelt auftritt und den Menschen befähigt, das Kommende mit allen Einzelheiten — was das Charakteristische dabei ist — vorauszu sehen.

Nostradamus, der berühmte Astrologe des 16. Jahrhunderts, las die Zukunft nicht allein aus den Sternen. Ein „inneres Licht“ mußte ihm, wie er selbst sagte, dazu leuchten, zweifellos das gleiche, das Hamlet dem Horatio gegenüber als „seines Geistes Aug“ bezeichnet. Auch Goethe gebraucht denselben Ausdruck in seiner Autobiographie, als er den ersten Abschied von der Seefensheimer Friderike schildert. „Nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes“ sieht er da sich selbst auf dem eingeschlagenen Wege entgegenkommen, in einem hechtgrauen, mit etwas Gold verzierten Kleide, wie er es nie getragen. Und daß dieses Vorgesicht sich nach Jahren Punkt für Punkt erfüllte, dafür bürgt uns das Zeugnis des Olympiers selbst.

Lassen wir also dem Zweifler seine Meinung, daß es sich bei allen derartigen Dingen um vom Aberglauben geschaffenen Spuk handle, und wenden wir uns, ohne einen anderen Versuch zu seiner Widerlegung zu machen, einigen die Sache charakteristisch beleuchtenden Fällen zu. Wenn wir dabei zunächst an Zola denken, so wollen wir in ihm nicht den frei phantasierenden Dichter, sondern den eingeschworenen Realisten heranziehen, dessen Bestreben, absolute Wahrheit zu geben, alle seine Werke wie ein roter Faden durchzieht. Was er in seiner „Débâcle“ an äußeren Vorgängen schildert, was er aus dem seelischen Leben des Soldaten bringt, das hat er alles aus mündlichen Berichten von Kriegsteilnehmern geschöpft, und so ist auch sein

schlichter, gerader und ehrlicher Sergeant Sapin, der Sohn eines kleinen Lyoner Gewürzkrämers, der „etwas gelernt hat, schön schreibt, fehlerlos und gut rechnen kann“, also keineswegs sich als ein einfältiger Bauer darstellt, eine der Wirklichkeit abgesehene Figur von prachtvoller Echtheit. Als in der Schlacht von Sedan das Regiment auf der Höheebene von Floing sich in Bewegung gesetzt hat, sagt Sapin, der seit der Revaille den Mund nicht aufgetan hat, zu Jean und Maurice ganz plötzlich: „Ah — ich werde heute fallen.“ Die Kameraden suchen ihm das auszusprechen aber er schüttelt nur mit einer Gebärde vollständiger Gewißheit den Kopf. „O, bei mir ist's, wie wenn's schon geschehen wäre. Ich werde heute fallen.“ Und auf die Frage der Umstehenden, ob er das im Traume gesehen habe, entgegnet er wiederum völlig bestimmt: „Nein, er hatte nichts geträumt, allein er fühlt es, es war nun da.“ — Und das verdross ihn, denn er wollte, sobald er nach Hause zurückkehrte, sich verheiraten. „Ein Schauer überlief ihn“, heißt es dann weiter, „er schüttelte sich, um seine fixe Idee los zu werden, indem er mit seiner ruhigen Stimme wiederholte: „Ja, es ist verdrießlich, ich werde heute fallen.“ Einige Zeit später empfängt er denn auch die erwartete Todeswunde. Er hatte sich umgedreht und sah die Granate kommen, als er nicht mehr ausweichen konnte. „Ah, da ist sie“, sagte er einfach. Sein kleines Gesicht mit den großen schönen Augen war nur tieftraurig, ohne jeden Ausdruck des Schreckens.

Der hier von dem Dichter mit meisterhafter Schlichtheit geschilderte Fall ist typisch, denn er weist alle jene Merkmale auf, die sich bei solchem Voraussehen des Schlachtentodes regelmäßig zu wiederholen pflegen, die Plötzlichkeit der Eingebung, die unbedingte Gewißheit des Kommenden, die ruhige Ergebung in das Schicksal und das Ausschließen jeden Zweifels an der Verwirklichung des Geahnten noch dazu bei einem Menschen, dessen Natur zum Optimismus neigt und der angesichts des geplanten glückverheißenden Lebensschrittes sich noch an die schwächste Hoffnung klammern mußte.

Lassen wir nunmehr die Dichter und wenden uns Männern zu, die ohne jede Nebenabsicht, ohne allen poetischen Aufputz, einfach ihre Lebenserinnerungen niederschrieben, Männern aus der Napoleonischen Kriegszeit, die bei ihrer langen Dauer, ihren zahllosen Menschenopfern naturgemäß an Beispielen für die geheimnisvolle Erscheinung des Hellsiehens nicht arm sein konnten. Da ist zunächst der biedere Sergeant Bourgogne, der in seinen Denkwürdigkeiten aus dem russischen Feldzug von 1812, den er von Anfang bis zu Ende mitmachte, mehrere solche Fälle, gleichsam nebensächlich und ohne etwas Merkwürdiges darin zu sehen, berichtet. So äußert zu ihm sein Kamerad Beloque, mit dem er nachts in dem eroberten Smolensk zusammentrifft, ganz unvermittelt beim Anblick zweier auf dem Schnee liegender Toten: „Paß auf, in einigen Tagen werde auch ich sterben, gerade so, wie diese armen Menschen da.“ — Nun aber, fährt er nach kurzem Schweigen fort, „Gottes Wille geschehe! Wenn man nur hier nicht gar so viel leiden mußte, ehe der Tod kommt.“ Einige Seiten später erzählt dann Bourgogne: „Unter den ersten die gleich im Anfang unseres Vorrückens fielen, befand sich übrigens auch Beloque. Er erhielt einen Schuß durch den Kopf und war auf der Stelle tot!“ Ähnliches ereignet sich später mit dem Italiener Faloppa, der den Erzähler auf dem Marsche nach Kowno begleitet und ohne besondere Veranlassung die Aeußerung tut: „Herr Sergeant, ich fühle es, mein schönes Italien sehe ich niemals wieder.“ — „Der arme Kerl, er ahnte richtig“, bemerkt Bourgogne, der schon nach ein paar Tagen den Kameraden in Frost und Hunger zugrunde gehen sieht.

Weit wunderbarer aber als das hier erwähnte ist, was der Verfasser, ein preussischer Offizier, des unter dem Titel „Wider Napoleon! Ein deutsches Reiterleben“ erschienenen Buches gelegentlich seiner Erlebnisse in der Schlacht bei Leipzig erzählt. Der hochgebildete, unbedingt glaubwürdige und keineswegs abergläubische Mann trifft in der Nacht zum 17. Oktober bei den Russen des Sadowischen Korps einen ihm längst befreundeten jungen Husaren-Rittmeister,

einen Eivländer, wieder, der ihn sogleich zu dem im Feldkessel bereiteten Punsch einladet. Der Rittmeister ist jung und hübsch, voll frohesten Lebensmutes, über Feinde und Frauen gleich siegreich, aus alter Adelsfamilie stammend und im Ausblick auf eine glänzende Zukunft ebenso dankbar gegen sein Geschick, wie stets von munterer, heiterer Laune. So auch hier, bis er plötzlich, mitten in einem von besten Hoffnungen über den kommenden Tag erfüllten Gespräche, als von den Deutschen auf feindlicher Seite die Rede ist, wie vom Schlage gerührt, innehält. Sein frisches, blühendes Gesicht wird ganz bleich, der Ton seiner Stimme verändert sich, und tief ernst den Freund anblickend, spricht er langsam: „Auch mich wird morgen ein deutscher Soldat mit dem Pallasch gerade durch das Herz stoßen. Das hat mir in diesem Augenblick eine innere Stimme, die sicherlich nicht trügt, gesagt.“ Alle Worte des Zweifels, des Trostes von Seiten des erstaunten Hörers weist er ab: „Laß es gut sein, Kamerad, und gib dir keine vergebliche Mühe.“ Ja, seine Ueberzeugung ist so fest, daß er ohne weiteres aufsteht und in ein nahe Bauernhaus geht, um dort noch einige Briefe an seine Eltern, sowie an eine Dame in Petersburg schreiben und sie dem Freunde zur Besorgung anvertrauen zu können.

Am anderen Tage wohnt der preussische Offizier der schneidigen Reiterattache des Generals Wassiltschikoff auf die französische Kavallerie Arrighis bei. Der Eivländer, der fest und stolz wie immer, aber bleich und ernst zu Rosse sitzt, ruft ihm noch ein Lebewohl zu, und dieser sieht ihn nur als Toten wieder. Bei einem der Kleinen auf der Verfolgung sich entspinne Handgemenge ist der Rittmeister mit einem westfälischen Offizier auf französischer Seite zusammengestoßen und dieser hat ihm den Säbel mitten durchs Herz gerannt. Die Waffe steckt noch in der Wunde, als der Erzähler, der selbst mitgeritten, die Leiche findet; bis in die kleinsten Einzelheiten hat sich also hier das Hellsiehende bewahrheitet.

Will man das hier Erzählte als Zufall betrachten, so muß man wohl oder übel glauben, daß dieser Wunder tun könne; man gerät damit in einen *circulus vitiosus*, der nur die Wahl läßt, an die eine Uebernatürlichkeit oder an die andere zu glauben.

In das große Gebiet der Vorahnungen, zu denen dieses „zweite“, sich selber in der Zukunft erblickende Gesicht gehört, mögen Träume, optische Täuschungen, Kurzsichtigkeit, Somnambulismus, Volksfrage, poetische Symbolik und was man sonst noch will, hineinspielen, aber resillos erklären läßt es sich nicht. Es sind da Elemente aus einer andern Welt in die der unseren hineingemischt, ohne daß wir sie sehen und begreifen, ohne daß wir ihre Grenzen bestimmen können. Was wir bisher von allem in der Welt am wenigsten erforscht haben, ist ja unser Inneres, zumal in seinen Beziehungen zur Außenwelt. Eine Zeit wunderbarer technischer Erfindungen und Entdeckungen scheint uns nahe an das Ziel einer Erschließung des gesamten Weltalls gebracht zu haben, soweit dieses sich in unsere Begriffe von Raum und Zeit fügt. Ueber letztere hinaus und außerhalb unseres Vorstellungsvermögens aber muß noch etwas Unbegreifliches liegen, weder Vergangenes, noch Kommendes, sondern eine Art ewiger Gegenwart, in die der Sterbliche in visionären Momenten bisweilen einen Blick tut. Doch nur der Ausnahmismensch, der „Seher der Nacht“, wie ihn Annette von Droste-Hülshoff nennt. Für uns andere bleibt trotz allem stolzen Wissen immerdar unerforschlich, was auch nur die nächste Stunde bringt. Nur mit tastendem Raten stehen wir vor den Toren eines Geheimnisses, das mit undurchdringlich schweren Falten der Schleier der Zukunft überwallt. Ihr gegenüber bleiben wir die ewig Blinden, und es mag gut und zur Erhaltung unseres Lebens nötig sein, daß uns hier niemals des „Lichtes Himmelsfades“ geliehen wird. Sonst müßte für uns alle der westfälischen Dichterin mitleidvolles Wort gelten:

„O, sprich ein Gebet, inbrünstig, echt,
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht.“



Seebad, Strand und Düne.

Von Dr. med. Wilhelm Teschen.

Die Sehnsucht nach einem längeren Aufenthalt an der kühlen und stärkenden See wächst mit jedem Jahre, weil die moderne, nervöse Menschheit immer mehr die großen heilen Vorzüge des Seeklimas erkennt. Die Ost- und Nordsee, deren Wellen unsere Küsten umspülen, weisen eine stets steigende Menge von Orten auf, wo man gerne und lange verweilt. Der Strand spielt naturgemäß bei diesem Aufenthalt eine große Rolle, denn auf ihm bringt man die größte Zeit des Tages zu, das Wasserbad selbst nimmt dagegen bei den meisten Personen nur kurze Zeit in Anspruch. Von den beiden Seisfaktoren Bad und Luft kommt entschieden der letztere der Höhenanteil am Erfolge zu, schon aus dem Grunde, daß unser Körper fortwährend unter dem Einflusse der Seeluft steht.

Vermöge ihrer Temperatur zwischen 14 und 16 Grad Reaumur wirken die Seebäder wie kalte Wasserbäder. Beim Beginn eines jeden Seebades ist daher eine vorherige Luftabkühlung der Haut zu empfehlen. Das erste Bad darf nur eine Minute längstens dauern, später, nach erfolgter Abhärtung, kann schnelles Entkleiden, sofortiges Untertauchen und längeres Verweilen im Wasser erfolgen. Das Seewasser wirkt durch seinen Salzgehalt stärker als das gewöhnliche Wasserbad. Der Salzgehalt der Ostsee schwankt zwischen 1 bis 2 Prozent, derjenige der Nordsee zwischen 3 bis 4. Die Wirkung der Salzäder ist nur äußerlich, mechanisch, durch die Haut in das Blut geht nicht die geringste Spur von Salz. Der Salzgehalt reizt die Haut, auch bleiben beim Trocknen des Körpers kleine Salzkristalle auf der Haut zurück, die nun eine leichte Reizung auf die Nerven-Endigungen und die Blutgefäße der Haut ausüben. Um die Wirkung der Seebäder zu erhöhen, soll man sich nach dem Baden nicht abtrocknen, sondern in ein Badelaken einwickeln sich dem Seewinde ausliehen. Das ist gar nicht so gefährlich, wie viele Personen glauben, denn der Seewind wirkt ganz anders als der Landwind. Der Seewind ruft trotz seiner oft starken Bewegung niemals Erkältungen hervor, weil die Luft durch ihren Wassergehalt und hohen Druck die Verdunstung der menschlichen Haut in den richtigen Schranken hält. Deshalb ist auch eine längere Seefahrt so gesund, selbst für Lungentränke. Mancher Augenleidende ist durch eine längere Seefahrt vollständig geheilt worden. — Der hohe Feuchtigkeitsgehalt, die Reinheit und Bazillenfreiheit der Seeluft wirken stets günstig ein auf alle Katarrhe der Atmungswege, also der Nase, des Rachens, des Kehlkopfes, der Luftröhre und der Lungen.

Nach jedem Bade ist ein halbstündiger Spaziergang am Strande zu empfehlen. Dagegen ist das Sitzen im Strandkorb oder das Liegen im Sande gleich nach dem Bade entschieden zu verwerfen. Erst nach dem Spaziergang soll man essen und hierauf nach Bedürfnis ruhen oder schlafen. Nach einem warmen Seebad ist Ruhen oder Schlafen unbedingt notwendig. In diesem Falle frühstücken oder esse man erst nach dem Schlafen.

In jedem größeren Seebad bietet das Strandleben ein interessantes und oft auch ein entzückendes Bild. Nicht nur die Großen, auch die Kleinen schwärmen für den Strand, weil man dort seine Erholung, seine Freude und meist unbewußt auch die Kräftigung seiner Gesundheit findet. Man hat das schöne Gefühl des völligen Gesundseins. Die Seeluft hat etwas nervenberuhigendes und muskelförderndes in sich. Während die Kinder stets beschäftigt sind, liegen die Erwachsenen behaglich im Sande oder sitzen gemütlich im Strandkorbe. Groß und Klein fühlen sich glücklich. Der stets herrschende Seewind mildert die heißen Sonnenstrahlen, sodaß man sich an den meisten Tagen stets im Freien, auf dem Strande aufhalten kann. Kommen aber einmal ganz warme Tage, so meide man die Zeit der stärksten Besonnung, etwa von 1 bis 4 Uhr, denn allzu große Hitze schadet dem Nervensystem. Am besten legt man die Tischzeit und die Schlummerstunde in diese heißeste Tageszeit. Am Abend herrscht dann wieder ein recht buntes Treiben und heiteres Leben am Strande, und das ist nur zu loben, denn es läßt sich kaum etwas Erfrischenderes und Schöneres denken, als ein Abend am Strande oder auf der Düne. Zwischen diesen beiden besteht ein großer Unterschied. Ein Strand bildet sich nur da, wo Flackküsten das Meer beengern, bis sie zum Meeresspiegel hinabsinken. Hier steht das ewig unruhige Meer beständig das von ihm fortbewegte Gerölle ab, wie Sand, Muscheln und dergleichen. Solche flache, sandige Küstenrecken bilden dann den Strand, der sich durch die Einförmigkeit der Gestalt und durch mangelnde Vegetation charakterisiert, dem nur in der Saison die bunten Strandkörbe und die heiteren Menschen Abwechslung und Leben verleihen.

Ganz anders beschaffen ist die Düne; sie ist eine vom Winde angelegte Erhebung, die unter günstigen Umständen, wie an der atlantischen Küste Frankreichs, bis zu 70 Meter Höhe erreichen. Die dem vom Meere herkommenden Winde zugekehrte Seite der Küstendünen ist flacher, weil der Wind über

sie die feinen Sandkörner emportreibt; die dem Lande zugekehrte Seite, die Seeseite, ist steiler, mit einem Böschungswinkel von 33 bis 35 Grad. Die Dünen wandern, wenn sie nicht durch Bepflanzung befestigt werden, landeinwärts; so entstehen die Wanderdünen. In der Bretagne sind die Dünen seit der Mitte des 17. Jahrhunderts bei St. Paul de Léon mehr als sechs Stunden weit gewandert und haben einen ausgedehnten Küstentrich verodet. Die Dünen von Suffolk sind in hundert Jahren vier englische Meilen weit vorgedrungen. Das Wort Düne ist keltischen Ursprungs, von „Dun“, das heißt steiler Hügel.

Neste einstiger Dünen, sogenannte fossile Dünen, findet man vielfach da, wo Katastrophen auf der Erdoberfläche die Meeresfläche verschoben haben. So besitzt beispielsweise Berlin in seiner Umgebung eine große Anzahl von fossilen Dünen, deren Richtung und Bodenlagen deutlich den früheren Lauf eines großen Flusses kennzeichnen. Im übrigen bilden sich in unserem deutschen Vaterlande an den Küsten der Nord- und Ostsee Dünen, die eine hervorragende Größe an der Kurischen und Frischen Nehrung finden. Diese schmalen, sandigen Landzungen trennen die großen Strände, das Frische und das Kurische Vass, von der Ostsee. An der Küste unterwühlt die Strandwelle auch die festesten Gesteine, macht das Unterwühlte zusammenstürzen und zermalmt es dann mit der Zeit zu Staub. Dazu rieseln fortwährend die festen Klüfte von Organismen auf den Grund des Meeres, sodaß die bewachten Stellen mit diesem Material gefüllt sind. So wird also bei starkem Wind die Welle eine Menge aufgerührten Grundmaterials mit sich führen und nach dem Zurückströmen auf dem Strande lassen. Nach dem Trocknen der so mit der Zeit neu aufgeworfenen Strandlinien führt der Wind die leichteren Teile mit sich fort und wirft sie auf höhere Strandlinien. So entstehen die Vordünen, aus deren Material sich dann die Wanderdünen bilden. Wenn nämlich diese Vordünen nicht, wie es allerdings heute meist geschieht, durch Bepflanzung gesichert werden, dann muß der Augenblick kommen, da das Wachstum der Dünen ein natürliches Ende findet. Sie verliert bei einer gewissen Höhe das Gleichgewicht und stürzt nach der Landseite ab. In solchen Stellen leben die Winde mit Vorliebe ein und vollenden das Werk der Verödung und des Wiederaufbaues. Es entstehen mächtige Strömungen, welche die Risse erweitern, große Massen Sandes fortführen und zugleich auch willkommene Durchgangsweg für den neuen Flugand geben. Mit dem Nachlassen des Windes schlägt sich auch der mitgeführte Sand nieder, häuft sich durch weitere Zufuhr und beginnt seine Laufbahn als Wanderdüne. Die Winde lassen unanfechtlich in Stürmen den Sand hinauströmen, werfen ihn jenseits ab, und so kugelt oder wälzt sich das Ganze fort, eine ungeheure Masse, Ortschaften und Wälder bedrohend. Für die Dünen der Kurischen Nehrung ist festgestellt worden, daß sie innerhalb sechzig Jahren um dreihundert Meter gewandert sind, also fünf Meter jährlich.

Früher ließ man die Dünen ruhig wandern, heute greift der Staat ein, namentlich um die Gefahr einer Verlandung von Flußmündungen oder Häfen zu verhüten.

Den ersten bekannten Versuch, den Flugand durch Anpflanzungen von Seegras zu hemmen, machte im Jahre 1700 auf Seeland ein Deutscher, namens Mehl. Im Jahre 1768 setzte eine gelehrte Gesellschaft zu Danzig einen Preis aus für die Angabe des besten Mittels, dem Anwuchs der Sanddünen abzuwehren. Ein Professor Titius erhielt den Preis. Er empfahl, die einst vorhandenen Waldungen wieder herzustellen und gab die Art und Weise an, wie man junge Pflanzen im Schutze künstlicher Schirme gegen Sandtreiben und Verwehungen schützen könne.

Auf dieser Grundlage setzte der eigentliche Schöpfer eines systematischen Dünenbaues, der Danziger Kammmeister Sören Björn, ein und zwar im Jahre 1793, bei den Dünen der Frischen Nehrung. Der Erfolg war auf seiner Seite.



Die Salbe der Genialität.

Novelle von Friedrich Lienhard.

An einem Sommerabend war's, im achtzehnten Jahrhundert, in den achtziger Jahren.

Die Sonne zerflamte in abenteuerlichen Farben und formen hinter den Wässern und Bastionen der Festung Straßburg.

Da trat Tagliostro, der weltberühmte Geisterseher, auf den langen Balkon seines Hauses in der Schreibersubgasse.

Er schaute sich um, er sog mit breiten Nüstern die flammenstimmig ein.

Die Giebel und Türme waren von Feuern umtaumelt. Der violette Sandstein des Münsters atmete Licht aus. In der Schmiede des französischen Himmels lagerten und glühten schwarzblaue Wolkenfängen. Es war, nach einem dumpfen und drückenden Werktag, Größe in dieser heroisch-fremdartigen Landschaft, die auf den einen starken roten Ton gestimmt war. Und es klang aus dem Zusammenspiel der Flammen ein Akkord seelenbefreiender Kühnheit.

Cagliostro war in das prunkvolle Galakleid des Rokoko-Zeitalters gekleidet und glitzerte von Purpur, Sammet und Spitzen, aus denen sich ein eckig-kühnes Gesicht mit zwei bohrenden Augen heraus hob. Die fleischigen Hände mit den schweren Diamantringen und den Spitzenmanschetten stemmten sich auf die eiserne Brüstung. Er dehnte die Lungen und schien eine Dampfwolke von Unmut auszuatmen.

„Ich bin es wieder einmal satt,“ murmelte der Abenteuerer, „mich mit Bresthäuten, Kranken und Krüppeln abzugeben, mit diesem ganzen Froschschlach von Kleingeistern! Hol' sie der Teufel in sein Revier oder der liebe Herrgott in seinen Zauberhimmel! Ich bin es satt, Bäume zu beklopfen, Lungen zu behorchen, Zungen zu beschauen und winselnde Spießbürger zu trösten, die mir ihre hundsgewöhnlichen Misären vorjammern! Ich habe hunderte von Kranken geheilt — nun aber fort! Oder ich ersäße! Wechsel ist mein Element. Ich suche irgend etwas — was such' ich denn? Einen anderen Stern, einen reiseren Stern, einen genialeren Stern. Denn diese unsere Spießbürger-Welt ist für Genialität unempfänglich; und so küß' ich mich in Abenteuerlichkeit, sogar in Schwindelei und burleske Masken, nur um mir das Miserabelste erträglich zu machen, was der Planet Erde beherbergt: das Philistertum!“

Er lief mit gekreuzten Armen in unbestimmtem Grimm hin und her und spuckte dann mit Wucht über das Geländer, denn seine Manieren waren plebejisch. Und dabei hätte er fast einen düster-blauen jungen Gelehrten getroffen, der die Halbsgasse herankam und geradewegs auf Cagliostros Haus zuschritt.

Der sensitive, rätselhafte Mann auf dem Balkon ward nun des jungen Menschen ansichtig, blieb stehen und richtete sich nach ihm, wie sich die Magnetnadel nach dem Eisen wendet.

„Dacht' ich's doch,“ sprach er vor sich hin, „spürt' ich's doch, es ist irgendein unruhiger Sucher unterwegs, dessen vorausseilende Ungebuld mich zu dieser zornigen Unruhe gezwungen hat.“

Und laut fügte er hinzu: „Heda, Ihr wollt zu mir? Kommt herauf! Aber schnell! Denn ich fahre in einer Viertelstunde nach Zubern.“

Er trat in sein Zimmer zurück, rief seinem Weib und seinem Lakaien ein paar Worte zu, schloß die Nebentüre und schaute auf den Saal-Eingang.

Der gebeugte junge Mann, in dunklem Anzug, Kniehosen und Schnallenschuhen, trat zögernd ein. Seine Hände, die den Hut hielten, zuckten und zitterten vor Erregung. Aber sein fein gearbeitetes, fahles Gesicht mit den gepreßten Lippen verriet eher entschlossenen Ingrimm als Furcht vor dem berühmten Magier.

„Ich weiß schon,“ begann Cagliostro, dessen Augen die Seele seines Besuchers abtasteten. „Soeben auf dem Balkon hab' ich Eure Gedanken und Sentiments vorausempfindend selber durchgemacht. Ihr seid gestopft bis oben an mit Unmut wider das Philistertum, das Euch zu erwürgen droht. Ihr möchtet die Maschen zerreißen. Ihr möchtet aus dem Engen hinaus in den Kosmos. Ihr wollt Sterne besuchen und mit Geistern sprechen statt mit diesen didwanfigen Weinsäufers und tratschüchtigen Kaffee-Tanten. Allein es fehlt Euch der Mut; es fehlt Euch der Schwung. Da seid Ihr auf den Gedanken gekommen, mich zu besuchen. Ihr wollt etwas von mir, ein Kraut, ein Eligier, eine Salbe — die Salbe der Genialität.“

Der schwächliche Anfömmeling starrte bleich und betroffen den Seelenkinder an.

„Woher — woher wißt Ihr das? Ihr habt mich nie vorher gesehen!“

„Ist auch nicht nötig,“ versetzte der Geisterseher fast unwirsch. „Kurz und gut, stimmt das, was ich Euch gesagt habe?“

„Bis auf das Löffelchen über dem i! Ich bin Magister in einem herrschaftlichen Hause, erziehe ungeduldige Jungen und — —“

„Schon gut!“ unterbrach der Mann im Galakleid. „Meine Zeit ist gemessen, erlaßt mir die bürgerlichen Details! Es wimmelt von solchen unansehnlichen Personen und Berufen in der menschlichen Gesellschaft, und Ihr seid mir als Magister und Hofmeister weiter garnicht interessant. Stimmt das, was ich Euch gesagt habe? Ihr wünscht eine Salbe?“

„Ich — in der Tat — ja — ich dachte nämlich, wenn die Herren sich ehemals mit einer Salbe aus Bilfenkraut bestrichen — —“

„So könnt's auch eine Salbe der Genialität geben, die Euch Mut machte, in geistige Bezirke emporzuspringen? Nicht übel! Ich will Euch etwas sagen, junger Mann: wer fliegen will, sei es durch den Schornstein in Teufels Lustrevier, sei es durch Kraft des Geistes in kosmische Gedanken, der muß den Folgen dieses Fluges gewachsen sein. Seid Ihr ein Dichter? Wohlan, so kleidet Ihr die Ergebnisse Eures Fliegens in gefällige Formen der Schönheit und verabreicht Genialität Euren Mitbürgern in Duodez oder Goldschnitt mit Kupfern von Chodowiecki. Dann habt Ihr Daseinsrecht. Denn Ihr amüsiert, erbaud oder rührt; und das streicht den Bürger. Oder Ihr heilt etwa Kranke wie ich — oder Ihr macht Gold und Diamanten und zitiert Geister wie ich und nennt Euch einen Alchymisten und Gelehrten. Aber schon ich habe einen schweren Stand und bin mehr gefürchtet als geliebt. Habt Ihr Mut? Habt Ihr Kraft, im ungewöhnlichen Atem zu holen? Oder trachtet Ihr nur aus der Enge, weil Ihr Euren Pflichten nicht gewachsen seid?“

Der Hauslehrer seufzte.

„Ich — ich werde sehr geplatzt von einem Mann unseres Schlosses, dem Verwalter, der mich höhnt, wo er nur kann, der mir mein Mädchen wegzufangen droht. Vergebt mir, ich fühle mich durch eine innere Macht gezwungen, Euch alles einfach herauszusagen, wie auch Ihr offen zu mir sprecht. Für gewöhnlich flüchtet sich dann mein bedrängtes Herz zu meinen Büchern. Aber in letzter Zeit haben die Skribenten und Poeten nicht mehr die nämliche Macht über mein Gemüt wie ehemals, daher ich dem härteren Geister beschwören möchte. Und so —“

„Und so kommt Ihr zu mir und sucht eine Wundersalbe?“

„In der Tat, ich wäre Euch dankbar, wenn Ihr mein Gemüt beruhigen und mir etwa mitteilen könntet, ob sie — ich meine nämlich Marcelline — mich wahrhaft lieb hat oder ob sie des Hausmeisters Nachstellungen — Ihr wißt schon, Ihr wißt ja alles, so wißt Ihr auch meine vielen Tränen und kummervollen Nächte. Denn dieses Mädchen ist die Sonne meines trüben Lebens.“

Er wischte sich die Augen.

Cagliostro nickte, trat raschen Schrittes in das Nebengemach und begann in aller Eile Salben zu mischen. Er schloß das feine, stark duftende Büchchen, murmelte dabei einiges und überreichte die farbige Substanz dem jungen Patienten.

„Damit reibt Euch jeden Abend die Schläfen ein!“ sprach er, die Hände an einem Tuch trocknend. „Es kostet Euch weiter nichts. Aber hört einmal, es wär' Euch besser, Ihr würdet das Fliegen lassen und aus eigener Kraft auf der Erde zu schreiten versuchen. Versieht Ihr? Nun, also Mut wird Euch die Salbe machen — ob zum Guten oder zum Bösen, das ist Eure persönliche Sache und kommt auf die Zusammensetzung Eures Gehirns und die Reife Eures Gemütes an. Lebt wohl! Mein Wagen wartet.“

* * *

Gab es jemals auf diesem Erdenrund ein anmutigeres Figürchen als die schlanke Marcelline?

Verband sich im ganzen Rokoko-Zeitalter mit so viel Unmut so viel Herzlichkeit?

Denn in ihrem Lächeln war ja die Sonne, um ihren

kleinen Mund spielten alle Genien der Güte, ihre Worte flogen in Unschuld hinaus wie die weißen Tauben. Niemals lief ein Mädchen über einen elssässigen Estrich, das so viel liebenswürdige Wärme ausstrahlte. Das Persönchen war ein kleines Wunder.

Nun wuchs im Park jenes Schlosses ein merkwürdiger Apfelbaum. Diesen drolligen Gesellen nannte man den Baum des Lebens. Denn es war um diesen Baum immer viel „Lebenstag“, wie die Elssässer zu sagen pflegen, viel Lärm, viel Munterkeit. Dort war der Kinder-Spielplatz. Und der wilde Apfelbaum hatte den Kleinen gern den Gefallen getan, nicht steil in die Höhe zu streben, sondern sich mit seinem wunderbar verschörkelten Stamm erst ein Weilchen seitwärts zu bücken, wie ein guter Onkel, der sich den Kindern als Reitspferd hergibt und auf allen Vieren kriecht. Geschichte Füßchen konnten auf dem freilich glatten Stamm entlang turnen. Dann erst begann er ein umfangreiches Wipfelwerk breit in die Höhe zu heben. Und dieses Geäst war oft besetzt mit der holdesten Frucht: mit spielenden Kindern.

In Feierstunden, etwa an späten Sommerabenden, pflegte Marcellinchen in diesem Baum zu sitzen. Noch hing dann Lust und Lachen vom verklungenen Tag in dem geräumigen Astwerk. Doch tanzten jetzt die Kobolde statt die Kinder, und um die Wipfel schwärmten die müdenzarten Elfen und freuten sich an dem lebendigen Menschenkind, das ihnen verwandt war.

Marcellinchen war keine Tochter vom Schlosse, doch gehörte sie auch nicht zum Dienpersonal. Sie war als Waisenkind vom Schlossherrn aufgenommen worden, stand nun als Aschenbrödel mitten zwischen Kindern und Dienerschaft und wurde in ihrer stillen Gutherzigkeit wacker ausgenützt von beiden.

Auch heute abend leuchtete ihr ovales Gesichtchen im Gitterwerk der Blätter und wurde vom aufsteigenden Mondlicht besucht. Sie horchte regungslos in die blau heranstlutenden Sommernacht hinaus, die ihr immer wieder neu und rätselhaft war. Ihre Gedanken aber nahmen allmählich eine bestimmte Richtung. Der junge Hauslehrer war vor einer Stunde, als sie beim Salatreinigen gesessen, mit einem sehr traurigen Blick an ihr vorübergegangen. Er war aus der Stadt zurückgekehrt. Man sprach davon, daß er den Arzt besucht habe. Wie sehr leid tat er dem guten Seelchen!

Marcellinchen war im Denken ungeübt. Sie verglich des Hauslehrers blaue Augen mit den Augen anderer Schloßbewohner; es fiel ihr ein, daß sie selber braune Augen habe, daß sie aber blaue schöner fände; sie verlor sich in Betrachtungen.

Und wie sie nun so saß und in Mitleid träumte, immer mehr von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Herrschaft ihrem blauäugigen Hauslehrer viel zu viel Arbeit aufbürde — da — was regte sich da unten? Wer kam dort? Schritte wurden laut in der überaus stillen Sommernacht: ein Mann schritt auf den Baum zu! Und war das nicht Herr Mathäus Leuthold? Wahrhaftig, das war der Hauslehrer Mathäus Leuthold!

Herr Hofmeister Leuthold lief mehrere Male in tiefen Gedanken rund um den Baum des Lebens herum. Die Kobolde, die erst auseinandergesprüht waren, hängten sich an seine langen Grasschöße und schaukelten mit, närrisch vor Vergnügen. Und so rannte der junge Gelehrte, von Kobolden behängt, von Gedanken beschwert, zwanzigmal um den Baum herum.

Und oben saß Marcellinchen.

Endlich, nach mancherlei Zuden und Zaudern, schob seine Hand in die hintere Rocktasche. Er entnahm ihr die energisch empordunstende Salbe der Genialität.

„Du mein lieber Himmel,“ dachte Marcellinchen, „er ist krank! Er hat sich Medizin mitgenommen. Ich will ihm morgen doppelt so gut sein. Er soll mir einen Vers in mein Stammbuch schreiben.“

Mathäus Leuthold hielt Umschau. Er spähte, sich sorgsam drehend, nach allen vier Seiten, nur nicht nach oben. Dann tauchte er den Finger ein und bestrich beide Schläfen mit der rötlichen Pomade. Die Elfen bebten vor Neugier,

die Kobolde schlugen um seine Feierlichkeit herum Purzelbäume — Marcellinchen zitterte vor Besorgnis um ihren Freund. Jetzt lief er wieder, nein, er rannte, raste um den Baum des Lebens herum, mit so meterlangen Eilschritten, daß selbst die flinksten Gnomchen zurückblieben, obgleich sie sich wie Kautschuk dehnten und so hastig dahinschossen, daß die Härte über die Schultern zurückflogen.

Dabei dachte der Unglückliche heftiger als je an das liebreizende Mädchen, dessen Herz fast hörbar über ihm schlug.

„O du Engel an Unschuld, du lieblich Blühen du, Marcellinchen, du brauchst weder Salbe noch Mixture! Du bist und hast, du lebst, atmest, liebst im Lande, das ich suche, ich Fronknecht der Gelehrsamkeit, id des öden Drills! Du hast Nektar im Blut, Tau in den Adern! Du schreitest nicht, du schwebst über Bitternisse hinweg! Ich schwerer Pavian habe mir sechs Hofenböden durchgefressen, derweil du flinke sechs Schuhsohlen abgelaufen hast! Süße, hilf mir dies Spießbürgertum sprengen, das in mir selber sitzt! Ich habe Heimweh nach Freiheit und Schönheit, ich habe Hunger nach — nach ein bißchen Liebe!“

(Schluß folgt.)



Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.

Von Dr. W. E. Lestering.

Die verdienstvolle Neuauflage dieses merkwürdigen Buches der Bettine von Arnim, geb. Bretano, welche Heinz Amelung für den Bongschers Verlag besorgte, gibt uns Anlaß, die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums darauf hinzuweisen. Man darf sich nur vom Titel aus keine falsche Vorstellung von dem Werke machen. Von den fast 600 Seiten Text fallen auf Goethes Briefe noch keine 80; das übrige ist Bettines Eigentum, die zur Zeit, als die Briefe entstanden, etwa 20 Jahre zählte und sich im Verhältnis zum 60jährigen Goethe wohl als Kind bezeichnen konnte, wenn sie auch in Wahrheit ein reichbegabtes und vielseitiges Fräulein war. So ist auch der Briefwechsel nicht kindlich-naiv, sondern eher bewußt, sentimentalistisch, phantastisch, kunstreich und sehr geistig. Das hat seinen Grund zum guten Teil darin, daß wir gar nicht die Originalbriefe vor uns haben, sondern eine künstlerische Uebersetzung, welche Bettine vornahm, als sie sich nach Goethes Tod die ursprünglichen Schreiben durch den Kanzler von Müller hatte zurückgeben lassen. So entstand der dem Genius Goethes geweihte Briefroman als Gegenstück zu den beiden andern, welche Bettine ihrem genialen Bruder Clemens und dem befreundeten Stiftsfraulein Karoline von Günderode als Erinnerungsfrazz gewunden hatte. In diesem Briefroman, dessen Kern durchaus authentisch ist, brachte Bettine alles zur Sprache, was sie Goethe hatte sagen lassen wollen. Daneben blühte ihre unbegrenzte Liebe zum Dichter in überschwänglichen Worten auf. Aus den Schächten der Erinnerung, die sie in jene Zeiten zurückführen, da sie die tägliche Freundin der Frau Mat war, schlägt sie Gold und wirft es in den Schmelztiegel ihrer Begeisterung zu den anderen Stücken, die sie aus persönlichen Eindrücken, Briefen, Erzählungen, Gedichten brechen konnte und gießt es zu einem neuen Kunstwerk um, das im poetischen Sinn vollkommen wahr ist. Viel Mondglanz, nächtliches Rauschen und Musik schlingt sich durch das melodische Buch, dessen Schwung und Gedankentiefe über die gefühlvoll übersteigerten und ekstatischen Stellen hinwegtragen.

Besonders reich wird der Schluß des zweiten Teils, da sie, dem Wunsch Goethes folgend, ihm Material für sein autobiographisches Werk „Wahrheit und Dichtung“ übermittelte. Nicht umsonst war sie oft zu den Füßen von Goethes Mutter gesessen und hatte sich von Wolfgang erzählen lassen. Doch finden sich auch sonst allenthalben vortreffliche Bilder von Personen und Ereignissen, die unser volles Interesse haben. Tied, Schelling, Savigny, Stadion, Frau von Sael, Andreas Hofer, Jacobi, die Günderode, Beller, Beethoven und die herrlichsten von allen: Goethes Mutter werden uns in charakteristischen Zügen lebendig. Daneben Landschaften: Rheingau, München, Tirol, Wien, Landsknecht und andere; Beitereignisse wie der Tirolerkrieg von 1809; herrliche, aufschlußreiche, tiefe Worte über Kunst, Musik und besonders Goethes Dichtungen (z. B. die Wahlverwandtschaften) — all dies macht uns das wunderliche Buch wertvoll. Die elek-

trischen Schläge von Bettinens Begeisterungen, ihre Einbildung, die wie eine Katete losplakt, geben ihrem Stil seine Temperatur, ihrem Buch sein inneres Leben, das uns auch die Liebesbetenungen und Gefühlskategorien gerne mit in Kauf nehmen läßt.

Den Briefwechsel hat Bettine dem Denkmal Goethes gewidmet. Sie selber hat zu dem Monument die Zeichnung und unter Beihilfe von Wichmann eine Tonflanze verfertigt. Der Bildhauer Rauch hatte das Modell herstellen wollen; nun stand er aber von dem Vorhaben ab, und Steinhäuser führte das Monument aus. Es zeigt Goethe als Dampfer auf feierlichem Sessel, in der herabhängenden Rechten den Vorbeerfranz, die Linke auf der Lyra ruhend, deren Saiten von einer kindlichen Hand, die zwischen seinen Knien steht, geschlagen werden. — In ihrem letzten Brief (vom 1. Januar 1824) spricht sich Bettine ausführlich über das Denkmal aus, welches jetzt in einer schlecht belichteten Nische im Treppenhaus des Weimarer Museums steht. — Die Amelungsche Ausgabe gibt eine Abbildung davon, nebst den übrigen Illustrationen der Originalausgabe.

Ein Register hätte das viel enthaltende Buch der leichteren Benützbartkeit erschlossen.

Einige Mutterkärtlein aus „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“: Goethes Mutter sagte lebt: „Die Menschen sind zu jegiger Zeit alle wie Gerning, der immer spricht: „wir übrigen Gelehrten“, und ganz wahr spricht, denn er ist übrig.“ (S. 98.)

Man hat einstimmig beschlossen, es solle nie ein Familienfest gegeben werden ohne Goethes Mutter, so sehr hat man ihren guten Einfluß empfunden; ich habe mich gewundert, wie schnell sie die Herzen gewinnen kann, bloß weil sie mit Kraft genießt und dadurch die ganze Umgebung auch zur Freude bewegt. (S. 133.)

Herr Schwab, der uns alle mit seinen Märchen gezogen hat, kann zum wenigsten so gut erzählen wie Sie (Frau Nat), aber er schneidet auf . . . Sie aber bleibt bei der Wahrheit, was passiert ist. (S. 21.)

(Frau Nat): Amüsiere Dich recht gut und sei lustig, denn wer lacht, kann keine Todsünde tun. (S. 13.)

Manchmal brachte ich ihr (Goethes Mutter) auserlesene Früchte und verbot ihr, sie zu essen, weil sie zu schön waren; sie brach gleich einen schön gestreiften Pfirsich auf und sagte: „Man muß allem Ding seinen Willen tun, der Pfirsich läßt mir nun doch keine Ruh, bis er verzehrt ist.“ (S. 356.)

Am Samstag waren die Brüder (Brentano) hier, bis zum Montag. Da haben wir die Nächte am Rhein verschwärmt. George mit der Flöte, wir sangen dazu, so ging's von Dorf zu Dorf, bis uns der aufgehende Tag nach Hause trieb. (S. 31.)

Gestern waren wir in laubbedränzten Nachen den Rhein hinabgefahren, um die hundertfältige Feier des Weinfestes an beiden Ufern mitanzusehen; auf unserem Schiff waren lustige Leute, sie schrieben weinbegeisterte Lieder und Sprüche, steckten sie in die geleerten Flaschen und ließen diese unter währendem Schließen den Rhein hinabschwimmen; auf allen Ruinen waren große Tannen aufgepflanzt, die bei einbrechender Dämmerung angezündet wurden. (S. 67.)

(Der Philosoph Dr. H. Jacobi): Seine beiden Schwestern verwaltsidieren ihn. Er ist duldend bis zur Schwäche. Die Herrschaft der Frauen verfolgt ihn, sie wecken ihn, sie bekleiden ihn. Knöpfen ihn die Unterweste an, sie reichen ihm Medizin; will er ausgehen, so ist's zu raub, will er zu Hause bleiben, so muß er sich Bewegung machen. Geht er auf die Akademie, so wird der Nimbus gekneuzt, damit er recht hell leuchte; kommt er aus der Sitzung zurück, so muß er ein bißchen schlafen, nicht ob er will; so geht's bis zum Abend, wo sie ihm die Nachtmütze über die Ohren ziehen und ihn zu Bett führen. (S. 230.)

Lied ist ein großer Dulder und für mich ein Phänomen, da ich vorher nicht gewußt habe, daß es solche Leiden gibt; keine Bewegung kann er machen, ohne aufzusehnen, sein Gesicht trieft von Angstschweiß; dabei dichtet er noch Frühlingslieder und freut sich über einen Strauß Schneeglöckchen, den ich ihm bringe. (S. 233.)

Schelling seh ich selten, er hat etwas an sich, das will mir nicht behagen, und dies Etwas ist seine Frau, die mich eifersüchtig machen will auf Dich (Goethe); sie ist in Briefwechsel mit einer Pauline Gotter aus Jena, von dieser erzählt sie mir immer, wie lieb Du sie hast usw., ich höre zu und werde krank davon, und dann ärgert mich die Frau. (S. 253.)

Der Kirchturm hat hier (in Landsküt) was Wunderliches; so oft ein Domberr stirbt, wird ein Stein am Turm geweiht, da ist er nun von oben bis unten weiß geplakt. (S. 301.)

Es ist Beethoven von dem ich Dir jetzt sprechen will; ich bin zwar unmündig, aber ich irre darum nicht, wenn ich auspredige, er schreitet weit der Bildung der ganzen Menschheit voran, und ob wir ihn je einholen? — Ich zweifle; möge er nur leben, bis das gewaltige und erhabene Rätsel, was in seinem Geiste liegt, zu seiner höchsten Vollendung herangereift ist, gewiß dann läßt er den Schlüssel zu einer himmlischen Erkenntnis in unsern Händen, die uns der wahren Seligkeit um eine Stufe näher rückt. (S. 343.)

Talent überzeugt, aber Genie überzeugt nicht; dem, dem es sich mitteilt, gibt es die Ahnung vom Ungemeinen, Unendlichen —, während Talent eine genaue Grenze absteckt und so, weil es begriffen ist, auch behauptet wird.

Das Unendliche im Endlichen, das Genie in jeder Kunst ist Musik. (S. 120.)

Alles große Edle muß einen Grund haben, warum es edel ist. Wenn dieser Grund rein ohne Vorurteil, ohne Fälschung von Nebendingen und Absichten, die einzige Basis des Kunstwerks ist; das ist der reine Stil. (S. 51.)

O, wie ist das traurig, Sklave der Vortrefflichkeit zu sein, da bringt man es nicht weiter . . . man lebert sich und andere mit der Jugend ab. (S. 319.)

Unglück ist vielleicht die geheime Organisation des Glüdes, ein flüssiger Demant, der zum Kristall anschießt, eine Krankheit der Sehnsucht, die zur Perle wird. (S. 321.)

Mein Leben: was war's anders als ein tiefer Spiegel des Meinigen, es war liebende Ahnung, die alles mit sich fortzieht, die nur von Dir Kunde gab; und so war ich Dir nachgekommen ans Licht, und so werd ich Dir nachziehen ins Dunkel. (S. 333.)



Heddernheim, eine bedeutende römische Niederlassung in Nassau.

Von J. Löh r.

Heddernheim, am Einfluß des vom südöstlichen Abhang des Feldbergs kommenden Urselbaches in die Nidda belegen, wurde von dem ersten Vereinssekretär des nassauischen Altertumsvereins, Herrn Habel, als die nächst Wiesbaden bedeutendste römische Ansiedlung im Regierungsbezirk Wiesbaden bezeichnet. Der nassauische Altertumsverein hat nach der Umwandlung der politischen Verhältnisse im Jahre 1866 die weitere Untersuchung des Ortes Frankfurt, welches jetzt Heddernheim eingemeindet hat, offiziell überlassen. Dieser Verein hat in den Jahren 1890 und 1891, an Stelle der bis dahin hier und da vorgenommenen Einzelausgrabungen, eine planmäßige Durchforschung der Trümmerstätte treten lassen. Der noch nicht belegte Teil des dortigen Friedhofs, wo die Ausgrabungen zuerst vorgenommen wurden, ließ erkennen, daß das Forum in dem Gebäudekomplex im Zentrum der Stadt lag. Damit deckte sich der von Habel angenommene städtische Charakter der Niederlassung. Der offizielle Name der Stadt wurde längere Zeit auf mehrere Inschriften vorkommende Bezeichnung „novus vicus“ angesehen; aber dieser Ausdruck kann nur von einer Neuanlage nach vorausgegangener Zerstörung des alten vicus oder auf eine Erweiterung des letzteren sich beziehen. Der von Professor Riese zuerst vermutete, und durch die Auffindung eines römischen Meilensteins in Friedberg vor nunmehr 12 Jahren, bestätigt den Namen „Nida“.

In früherer Zeit wurde dieser befestigte Ort als das bei Tacitus erwähnte „castellum in Monte Tauno“ angesehen, das man sich als Steinkastell dachte, während man jetzt weiß, daß alle Kastele des rechtsrheinischen Gebietes bis in die slavische Periode Erdwerke gewesen sind. Mit Sicherheit wurde bei den Ausgrabungen auf dem erwähnten Friedhof unter und neben den Trümmern des Stadtforums Reste geschleifter älterer Bauten erkannt. Die Auffindung der Zentralziegeleien in dem benachbarten Niederließen auch die Baumaterialien des domitianischen Heeres im Chattenkriege der Jahre 83 und 84 n. Chr. erkennen. Bei umfassenden Durchforschungen in der Wetterau wurde die Beobachtung gemacht, daß die dortigen großen Kastele zu je einem der kleinen Erdkastele, die allmählich unter den Limeskastellen des Taunus als älteste Anlagen aus der Zeit des Chattenkrieges entdeckt wurden, in Beziehung standen, so beispielsweise Wiesbaden zum Zugmantel, Hofheim zu Hestrich (Altburg), Olfarben zur Capenburg, Friedberg zu Langenhain. Da aber noch das Hauptkastell zu dem früheren Erdkastell der Saalburg fehlte, wurde man auf die

schurgerade Straße, welche die Saalburg mit Hedderheim verbindet, aufmerksam. wozu noch die Beobachtung kam — da die Entfernung der großen Kimeskastelle der domitianischen Zeit voneinander 7—8 Kilometer betrug — im Jahre 1896 auf dem „Heidenfelde“ bei Hedderheim nach einem Kastell zu suchen. — An der Hand des bisher festgestellten Stadtplanes und der Straßenzüge, sowie unter Beobachtung der Terrainverhältnisse, die Gräben des Kastells schon bei den ersten Versuchgrabungen aufzufinden, sind gelungen. Die südöstliche Länge betrug 800 und die westöstliche Breite 200 Meter. Durch Vergleichung mit anderen Kastellen derselben Periode, sowie durch die Fundergebnisse ist der Ursprung derselben in die domitianische Zeit als sicher anzunehmen. Aus strategischen Gründen wurde das Erd-(Stein-)Kastell Saalburg zu einem mächtigen Bollwerk umgebaut; dagegen unter der Regierung des Kaisers Hadrian oder Antonius Pius das hiesige Kastell geschleift. Nach der Schleifung des Kastells wurden die Stadtmauern erbaut. Auf die Form des bereits bestehenden Lagerdorfes, das sich, wie aufgedeckte Reste von Gefäßscherben erweisen, bereits in den ersten Jahrzehnten nach Erbauung des Kastells über einen Kilometer weit erstreckt hat, wurde Rücksicht genommen. Spuren von Gefäßscherben wurden an der südlichen Verlängerung der Elisabethenstraße, in welche sich die Hauptstraße verläuft, nicht aufgefunden. Die alte römische Straßenverbindung erstreckte sich von Mainz, wie von Wiesbaden, nach der Wetterau über Hofheim, Höchst, dem Hochufer der Nidda folgend, nach dem Kastell Hedderheim; die Elisabethenstraße, später angelegt, verfolgte eine kürzere Linie. Auf der Westseite des Steinbachtälchens wurden im Jahr 1899 bei den vorgenommenen Ausgrabungen die Trümmer einer Villa mit Bad von sehr bedeutendem Umfang gefunden. Das römische „Nida“ zeigte auch Gutschöfe, aus dem 2. Jahrhundert stammend, sowie einen römischen Verbrennungsraum für Leichen, der der ältesten Periode römischer Besiedelung angehört hat, auf. Als Beweis, daß die Römer in allerfrühester Zeit hier dauernd das Land besessen haben, ergibt sich bei den aufgedeckten Gräbern des dabeiliegenden Totenfeldes; die an der Elisabethenstraße gelegenen Gräber dagegen stammen aus der letzten Zeit der römischen Besetzung (3. Jahrhundert n. Chr.). Eine nicht nur planmäßige, sondern auch eine zusammenhängende und einheitlich geleitete Erforschung des römischen Hedderheims fand seitens der Vereine für Geschichte und Altertumskunde für das historische Museum und der städtischen Kommission für Kunst und Altertumskunde zu Frankfurt im Jahre 1903 statt. Bei dieser Erforschung wurde planmäßig nach dem bis jetzt noch nicht entdeckten Tor des domitianischen Kastells gesucht und tatsächlich wurde dasselbe auf dem Grundstück, wo das wichtige Tor vermutet wurde, wenn auch arg zerstört, in seinem Grundriß festgestellt. Das Einlaufen der drei älteren Straßen in den Torweg wurde hierbei, wie auch ein Teil des Prätoriaums, ermittelt. Ferner wurde entdeckt ein Erdlager in der Nähe der Nordostecke neben dem römischen Stadtgraben, das auf einen Spitzgraben stieß, und seinem Umfang und seiner Zeit nach der slavischen Periode angehört. Sicher wurde dasselbe als Feldlager für einen größeren Truppenteil während des Krieges angelegt. Weiter wurde durch fortgesetzte Erforschungen eine Erweiterung des Kastells, eine Rechtecksform von 300 Meter Länge und 80 Meter Breite ermittelt. Mannigfache Ausgrabungen brachten Aufklärungen über die Beschaffenheit der Stadt sowie über ihr Inneres, wobei auch Gelegenheitsfunde gemacht wurden. Hierbei wurden auch Teile eines großen Bades freigelegt sowie in der Umgebung des Feldlagers, auf der Westseite, da, wo sich von der älteren Saalburgstraße die jüngere Fortsetzung der Elisabethenstraße nach Nordosten trennt, Spuren von Töpfereien aufgefunden. Hunderte von Gefäßen und tausende von Bruchstücken, sowie eine Reihe von Gebrauchsgegenständen wurden von dieser Fundstelle dem Frankfurter Museum einverleibt. Diese Fundstücke geben Zeugnis, daß das Töpferhandwerk bereits schon in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts in hoher Blüte stand und nicht nur das gewöhnliche irdene Geschirr, sondern auch Ton-(Sigillata-)ware in „Nida“ für die Wetterau hergestellt wurde.

Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Was der Großvater uns vorlas.

Glückliche Zeit der Kindheit; heilige Natur, du bist allen eine freundliche Mutter; du vergoldest die Hütte der Armen mit dem Glanz der Morgenröte und hast für deinen Pflögel ein sanftes Lager der Liebe und unendlicher Hoffnung bereitet, worin er wächst und schläft, von den süßesten Träumen umgaukelt. Solange uns noch die väterliche Hütte umschließt, solange schließt uns auch ihr Dach; der Vater gilt uns noch als Prophet, Priester und König, und wir leben in dem Gehorsam, der uns frei macht. Der junge Geist ist aus der Ewigkeit erwacht u. weiß noch nicht, was wir unter „Zeit“ verstehen; noch ist die Zeit kein schnell enteilernder Strom, sondern ein klarer, sonnenheller Ozean. Jahre sind dem Kind wie Jahrhunderte. Das Geheimnis des Wechsels, jenes langsameren oder rascheren Verfalles und des unaufhörlichen Zusammenfließens des gesamten Weltgebäudes, von den Granitbergen an bis zum Menschen oder der Eintagsfliege ist ihm noch unbekannt, und in einem stillstehenden Weltall kostet er, was ihm väter in dem eilenden Weltall für immer verfliegen ist: den Balsam der Ruhe.

In allen Kinderspielen, und wäre es auch nur im mutwilligen Verbrechen oder Verstimmen, erkennt man einen schaffenden Trieb. Der kleine Mann fühlt, daß er zum Mann geboren, daß sein Beruf die Arbeit ist. Das schönste Geschenk, das man ihm machen kann, ist ein Werkzeug, sei es ein Messer oder eine Säge, ein Werkzeug zum Zerstören oder zum Aufbauen.

Die achtlos vorüberziehenden Jahre der Jugend sollten ohne Unterlaß benützt werden, um Kenntnisse von wissenschaftlichen Dingen zu erlangen, insbesondere von kenneiswerten heldischen menschlichen Charakteren, und, glauben Sie mir, je stiller solche Jahre sind, desto besser. Bücher muß man haben, aber nicht viele. Wenige, aber recht gelesene. Eine ehrliche, wahre, geduldige, tapfere Seele muß man haben; das ist es, was not tut.

Thomas Carlisle.

Bei Sonnenaufgang.

Komm, komm,
Du geliebter erster
Schönster Strahl der geliebten Sonne,
Mein Herz ist offen,
Dring ein! Dring ein,
Und laß dir stammeln:
Dein! Dein!
Laß alles Hoffen
Und alles Bagen
Um dich versammeln
Und dir mich sagen;
Sei mein! Mein!

Joh. Georg Fischer.

Der listige Blicher.

Nicht zu weit weg vom lieben Städtchen Mindelheim und aber auch nicht ganz nahe dabei — sollen die Bauernburschen einmal sehr jähsorniger Natur gewesen sein. Bei jeder geringsten Angelegenheit, gleichviel ob sie selbst daran die Schuld trugen oder ein anderer, machten sie ihrem Unmute in wüsten Fluchworten Luft. Ich brauche euch diese nicht aufzuzählen, denn ihr alle: „Du und Du und des Nachbarn Du(b)“ kennt sie recht wohl und wißt schon, sie haben „am End alle meist ein . . . ment!“ und sind für Ehrtrübsen keine feine Rede, wie viel weniger für fromme, ruhige, brave Bauerleute! Von Obrigkeit wegen wurde in der Gegend mit scharfen Strafen gegen die Gewohnheitsflucher eingeschritten und gar manches Bäuerlein, das sonst kein übler, unachtbarer Mensch war, ward wegen dieses Lasters an den Pranger vor der Kirchentüre gestellt. Da sollte einmal auch ein Männlein verhört werden, dem zur Last gelegt wurde, daß es beim Kartenspiel im Wirtshaus — es kann beim Gaigeln oder Mariagen gewesen sein — im Zorn wiederholt seinen Zäunen ein lästerliches . . . ment“ hätte entschlüpfen lassen. In seiner Bedrängnis entgegnete das Bäuerlein demütig mit der listigen Ausflucht: Ihr täuscht euch, Herr! Ich hab' nicht geflucht. Ich denk' bloß, wenn mich etwas recht fuchtig (sornig) macht, an den Pranger zu Mindelheim und wie da einem vom Schergen die Zunge geitret und das lästerliche Mundwerk verdroschen wird. Zur Mahnung sage ich dann recht wild vor mich hin: Mind . . . Mind . . . Mindelheim! Das hilft mir meinen Ärger und Groll abkühlen und — geflucht ist das doch nicht! Oder? . . .“ Ich weiß nicht, ob die schlaue Rede dem Bäuerlein etwas genützt hat; aber es soll dortzuland heute noch Leute geben, die es dem Bäuerlein im Guten und Bösen nachmachen.

Zinsverbot und Wucher. In der altchristlichen Zeit war nur den Klerikern das Zinsnehmen verboten, doch schon 443 wurde es als verdammenstwert erklärt. Die Kirche ging hierbei von der Anschauung aus, daß das Geld an und für sich unproduktiv, daß es seiner Natur nach unfähig sei, Früchte zu bringen. Wer Zinsen nahm, galt als Wucherer. Noch im 16. Jahrhundert, als der Handelsverkehr und die Geldwirtschaft sich bereits zu erstaunlicher Höhe entwickelt hatten, war diese Ansicht die herrschende. Auf dem Konzil zu Trient 1564 wurde festgesetzt, daß Wucherer vom Empfang des Abendmahls ausgeschlossen seien und ihnen kein kirchliches Begräbniß gewährt werden soll. Auch sollten sie kein rechtskräftiges Testament abfassen können. Obwohl sich viele Kaufleute durch diese strengen Bestimmungen in ihrem Gewissen sehr beschwert fühlten, war doch schon in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters das verzinsliche Darlehen ein alltägliches Rechtsgeschäft geworden. Nur bemühte man sich auf mannigfache Art, das, was dem kirchlichen Verbot zuwiderlief, eben das Zinsnehmen, beim Abschluß des Geldgeschäftes zu verschleiern. Vor allem vermied man das Wort „Zins“. Es gab in jeder Sprache eine Reihe von Ausdrücken, mit welcher dieser Begriff verknüpfte. So nahmen die deutschen Kaufleute nicht Zins, sondern „Interesse“ oder „Donum“, abgetürzt „Don“, sprachen von Abnützung, Verehrung, Pension usw. In vielen Fällen wurden die Zinsen gleich zum Kapital geschlagen, bezw. von demselben in Abzug gebracht. Auch schloß man statt eines Darlehens scheinbar ein Wechselgeschäft ab und schmuggelte die Zinsen mit in den Wechselkurs. Oder man gab an Stelle von Bargeld Waren, die zu hohem Preis angerechnet wurden. Durch solche Kniffe glaubten die meisten Beteiligten ihr Gewissen beschwichtigen zu können. In welche Seelenbedrängnis aber manche Kaufleute durch das kirchliche Zinsverbot gerieten und auf welche seltsame Weise sie sich oft herauskafften, beweist der Fall des Genuesen Lazaro Doria, von dem ein Fugger'scher Faktor im Jahre 1577 aus Spanien berichtet: „Er ist von einem so klüglichen Gewissen gewesen, daß er keine Wechsel oder Handlung getan, darüber hier die Prediger und Theologen schreiben und schreien.“ Hinzugefügt wird, daß derselbe in seinem Testamente ausföhrte, er finde sich in seinem Gewissen nicht beschwert, da er niemals eigenes Kapital gehabt, noch jemals solches in eine Handlungsgesellschaft eingelegt, sondern daß er stets alles Geld, welches er hierzu verwendet, selbst durch Wechsel aufgenommen habe. Das Volk hatte die „Wucherer“, insbesondere die großen Handelsgesellschaften. Diesen sah man nicht vor allem auch die Fugger auf sich nehmen. Ihr Name wurde sogar zum Gattungsbegriff für jene, die in irgend einem Geschäftszweig zu herrschender Stellung emporstiegen. Man gebrauchte in diesem Sinne die Ausdrücke „Fuderei“ und „fudern“. Bei Luther findet man Ausprüche wie: „Zum Zeugnis, daß Gott wohlfeiler gibt und borget, denn die Fuder und Fändler auf Erden tun . . .“; „Wie mühte man wahrlich auch den Fudern und der geistlichen Gesellschaft einen Baum ins Maul legen“ u. s. f. Im Flämischen bildete sich der stehende Ausdruck: een rijke totter“, das Wallonische machte daraus einen „foudeur“ und bei Cervantes kommt das Wort „fucac“ in ähnlichem Sinne vor.

M. G.

Was die Großmutter erzählte.

Der Kindelsberg. Hinter dem Geisenberg ragt ein hoher Berg mit drei Köpfen hervor, davon heißt der mittlere noch der Kindelsberg, da stand vor alten Zeiten ein Schloß, das gleichen Namen führte, und in dem Schloß wohnten Ritter, die waren gottlose Leute. Zur Rechten hatten sie ein sehr schönes Silberbergwerk, davon wurden sie reich, und von dem Reichtum wurden sie so übermütig, daß sie sich silberne Regel machten, und wenn sie spielten, so warfen sie diese Regel mit silbernen Ängeln. Der Uebermut ging aber noch weiter, denn sie buken sich große Kuchen von Semmelmehl, wie Rutschenräder, machten mitten Böcher darein und steckten sie an die Ästen. Das war eine himmelschreiende Sünde, denn so viele Menschen hatten kein Brot zu essen. Gott ward es endlich auch müde. Eines Abends spät kam ein weißes Männchen ins Schloß und sagte an, daß sie alle binnen dreien Tagen sterben müßten, und zum Wahrzeichen gab er ihnen, daß diese Nacht eine Kuh zwei Lämmer werfen würde. Das traf auch ein, aber niemand kehrte sich daran, als der jüngste Sohn, der Ritter Siegmund hieß, und eine Tochter, die eine gar schöne Jungfrau war. Diese beteten Tag und Nacht. Die anderen starben an der Pest, aber diese beiden blieben am Leben. Nun war aber auf dem Geisenberg ein junger kühner Ritter, der ritt beständig ein großes schwarzes Pferd. Er war ein gottloser Mensch, der immer raubte und mordete. Dieser Ritter gewann die schöne Jungfrau auf dem Kindelsberg lieb und wollte sie zur Ehe haben, sie schlug es ihm aber beständig ab, weil sie einen jungen Grafen von der Mark verlobt war, der mit ihrem Bruder in den Krieg gezogen war, und dem sie treu

bleiben wollte. Als aber der Graf immer nicht aus dem Krieg zurück kam und der Ritter mit dem schwarzen Pferd sehr um sie warb, so sagte sie endlich: „Wenn die grüne Linde hier vor meinem Fenster wird dürr sein, so will ich dir gewogen werden.“ Der Ritter mit dem schwarzen Pferde suchte so lange in dem Lande, bis er eine dürr Linde fand, so groß wie seine grüne, und in einer Nacht bei Mondenschein grub er diese aus und setzte die dürr dafür hin. Als nun die schöne Jungfrau aufwachte, so war's so hell vor ihrem Fenster; da lief sie hin und sah erschrocken, daß eine dürr Linde da stand. Weinend setzte sie sich unter die Linde, und als der Ritter kam und ihr Herz verlanste, sprach sie in ihrer Not: „Ich kann dich nimmermehr lieben.“ Da ward der Ritter mit dem schwarzen Pferd zornig und stach sie tot. Der Bräutigam kam noch denselben Tag zurück, machte ihr ein Grab und setzte eine Linde dabei und einen großen Stein, der noch zu sehen ist.



Luftige Ecke.

In Amerika verstehen sie es, mit Freibillettkägern fertig zu werden, wie die folgende Geschichte beweist. Ein Theaterdirektor traf einst einen sehr weitläufigen Bekannten, der ihn um ein Passépartout anging. Der Theaterdirektor suchte in seiner Brusttasche und schüttelte dann das Haupt. „Ich würde es herzlich gern tun, aber ich habe keine Karte bei mir. Ich sehe keine Möglichkeit, es ohne eine Karte zu tun.“ — Der Schnorrr machte ein dummes Gesicht. Plötzlich sagte der Direktor. „Ich will Ihnen sagen, wie ich's machen kann. Anstatt eine Karte zu benutzen, werde ich auf Ihre Demdenbrust die Worte „Inhaber hat freien Eintritt“ schreiben. Dann werden Sie ohne weiteres eingelassen werden. Wird Ihnen das passen?“ — Der Mann bejahte, und das Passépartout wurde ausgeschrieben. Am dem Abend trat der Schnorrr pünktlich im Theater an, und der Kontrolleur nickte, als er die Unterschrift auf der glänzenden Demdenbrust erblickte. „Gut, das ist in Ordnung.“ Der Mann war im Begriff, in den Zuschauerraum zu treten, als er plötzlich zurückgerufen wurde. Erstaunt fragte er: „Was ist denn nun noch? Stimmt etwas nicht?“ — Der Kontrolleur nickte: „Doch, aber Sie müssen das Passépartout abgeben!“

Ein Kritiker besuchte eines Tages einen Bekannten, der sich einen Ruf als Novellist zu machen begann. „Vies das!“ sagte der Schriftsteller und drückte seinem Gaste ein Manuskript in die Hand. „Es ist meine neueste Erzählung, und ich hätte gern dein Urteil darüber.“ — Einige Minuten später sah er zu seinem Erstaunen, wie sein Besucher sich die Tränen aus den Augen wischte. „Mein lieber Junge, das ist wirklich das Pathetischste, was du bis jetzt geschrieben hast!“ sagte der Kritiker. — „Was!“ stöhnte der Autor: „Ich schrieb es so lustig wie ich konnte.“ Er warf einen Blick auf das Manuskript. „O, ich sehe. Ein Versehen von mir. Ich habe dir das verkehrte gegeben. Dies ist mein Schreiben an die Einkommensteuer-Veranlagungskommission, worin ich um Steuerermäßigung nachsuche.“

Rechtsanwälte begegnen in ihrer Praxis manch lustige Fälle. Der alte Ritter Sixonate erzählt eine Geschichte von einem Klienten, einem aufgeregten alten Farmer, namens Mc. Rab, der Schwierigkeiten mit einem Möbelschleier hatte. Nach langen Verhandlungen kam man zu einem Veraleich, wonach Mc. Rab von dem Tischler einen Schuldschein über 10 Pfund Sterling erhielt, zahlbar nach sechs Monaten in Fabrikaten des Tischlers. Der Rechtsanwalt wurde beauftragt, über alles was die beiden vereinbart, einen Vertrag aufzustellen und nachdem dies geschehen, hielt auch er die Sache für erledigt. Er sah nichts mehr von den Parteien bis etwa sechs Monate später, als eines Morgens, wie er eben sein Büro geöffnet hatte, der alte Mc. Rab wie wild angeritten kam, vom Gaul sprang und mit den Worten hereingestürzt kam: „Sagen Sie mal, Sixonate, bin ich verpflichtet, Särge anzunehmen?“ — Wie es schien, hatte sich der Möbelschleier beim Fällwerden des Schuldscheines hartnäckig geweigert, ihn auf andere Weise zu bezahlen. (Tit Bits.)

Die junge Frau (weinend): „Du liebst mich nicht mehr. Du hast alle die schönen Zigarren, die ich dir Weihnachten geschenkt, dem Gärtner und dem Diener gegeben.“ — Der junge Cheemann: „Weine nicht, Lieb, sie werden sie bald wieder bringen.“ (Lise.)